germ.
811
m

P. o. germ. 1811 m

Heitmüller

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

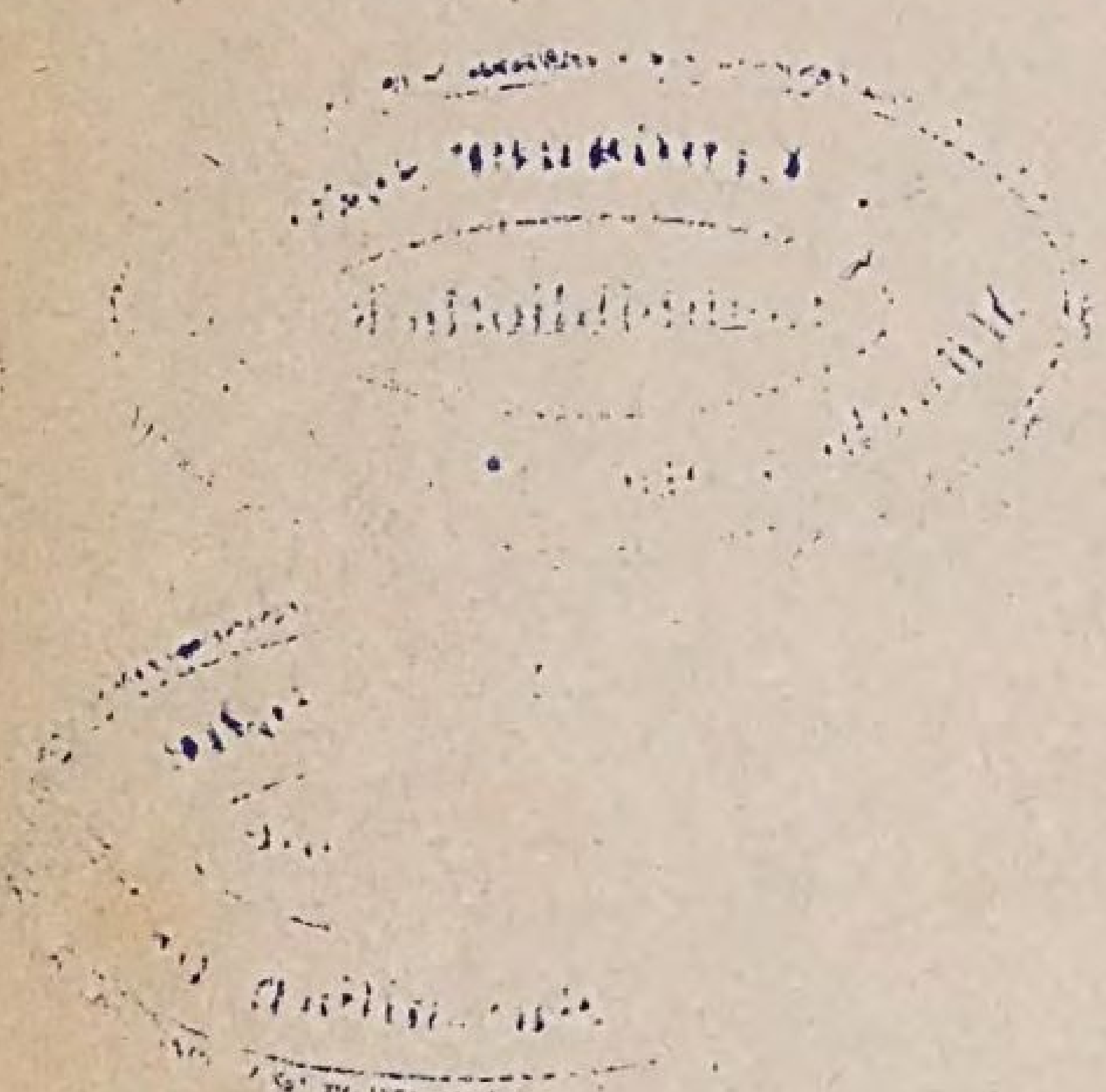
Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.

36,444

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maxim... 16



Im Banne der Aphrodite.

Drei Novellen

von

Ferdinand Heitmüller.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek München Maximilianpl. 16
Bayerische Staats-Bibliothek München
J. Lindauer'sche Leihbibliothek München Maximilianpl. 16

Altona und Leipzig.
Verlag von A. C. Reher.
1890.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Übersetzungsrecht und alle anderen Rechte vorbehalten.

Im Banne der Aphrodite.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

J. ... ...'sche Leihbibliothek München Maximilian-pl. 16

Vorklang.

Nun liegt versunken in Schutt und Staub
Die Zeit der grauen Ferne:
Das Alte wird des Neuen Raub
Im Weltentanz der Sterne.

Die Tempel barsten; es sank in Nacht
Das Sein der seligen Götter,
Den Menschen heilig einst, verlacht
Ihr Wort der arge Spötter.

Nur ein Gott lebt! — Es hat die Zeit,
Die neue, die gekommen,
Vom Genius der Vergangenheit
Das Erbe angenommen.

Die Menschen wechseln, die Menschheit nicht:
Es ist das alte Getriebe,
Und ewig sitzen im Weltgericht
Die Schönheit und die Liebe.

Noch wandelt auf Erden aus und ein
Die Aphrodite verborgen
Und schenkt Dir Wonne, berauschend wie Wein,
Und bitter-süße Sorgen. —

Kommst Du nach Rom ins heil'ge Land,
Sollst Du Dein Herze weiden
An ihrer Reize Unterpfand
Und gläubig von ihr scheiden.

Und wenn mein Gruß Dich nicht beschwert,
Grüß' sie in stillem Schauen
Von einem, der sie hoch verehrt
In Deutschlands fernen Gauen,

Der still sein Opfer zu ihrem Ruhm
Aufs neue heut' entzündet
Und seinen Glauben an Menschentum
Auf Schönheit und Liebe gründet!

Meiner Mutter.

1885 - 1888.

Die Aphrodite.

*

Eine Künstlergeschichte aus alter Zeit.

Die Sonne eines Julitages im Jahre dreihundertzweiundsechzig wollte ins Meer versinken. Länger und breiter wurden die Schatten in den Straßen der Kaiserstadt Byzanz, und von der nahen See her wehte seit einer Stunde eine erfrischende Brise. Wie mit einem Zauberschlage war plötzlich alles verwandelt. Die Riesenstadt, welche in der brütenden Sonnenhitze wie ausgestorben und verödet dagelegen hatte, schien zu erwachen. Die bunten Holzläden und schweren Teppiche, die während der Tagesstunden die Glut und den Staub der Straße abzuwehren bestimmt waren, wurden geschäftig zurückgeschlagen, und die köstliche Frische des aufdämmernden Abends strömte in die schwülen Räume. Mit Wagen und Sänftenträgern belebten sich die Straßen, und auf den breiten Plätzen schoben und drängten sich Fußgänger; aus allen Winkeln und Gäßchen kam es hervorgezogen und wälzte sich unaufhaltsam weiter zu den Quais und den schattigen Platanenalleen, welche mit den turmreichen Mauern in weitem Bogen um die ganze Stadt herumliefen. Dort

wehte erfrischende Kühle, dort war die Luft am reinsten.

Auch in den Hafenanlagen war ein reges Leben erwacht. Matrosen von ägyptischen Kornschiffen, Lastträger, Syrer und Philistäer eilten geschäftig vorüber, einer den andern stoßend und drängend, fluchend und schreiend. Vornehme Herren mit gesalbten und sorgfältig gekräuselten Haaren schritten gemessenen Schrittes vorüber, geleitet von Sklaven und Dienerinnen, welche ihnen die eingekauften Waren und Vorräte nachtrugen. Die Quaiarbeiter im Palasthafen lagen sorglos auf den Werften und am Strande oder standen plaudernd und lachend in zwanglosen Gruppen an der schimmernden Meermauer — sie hatten ihr Tagewerk hinter sich und durften jetzt ruhen. Auf den im Laufe des Tages gelandeten Schiffen aber ging es laut und rührig zu. Die Ladung wurde gelöscht und Hunderte von gebräunten Arbeitern tummelten sich in lässiger Eile mit den in Kisten und Körben geborgenen Waren aller Küstenländer des Mittelmeeres und des Pontus Euxinus. Noch immer kamen buntbewimpelte Segelschiffe daher, um aus dem breitbauchigen Bug die seltenen Wunderdinge fremder Länder an das Ufer zu speien. Zwischen den Riesenleibern der schwärzlichen Meersegler schossen und glitten die schnellen Ruderbote und Barken lautlos dahin, und eine Menge von Nachen und Gondeln, viele mit schützenden Baldachinen und Teppichen geschmückt, schwammen behaglich auf das spiegelglatte Meer hinaus, um bald in der Dämmerung zu verschwinden.

Auf einer der vielen Holzbrücken der Stadt lehnte — dem stattlichen Bau des Palatium gegenüber — ein junger Mann, welcher auf einer Reise begriffen oder doch eben von einer solchen heimzukehren schien. Wenigstens ließ seine Kleidung, welche aus einer staubfarbenen Tunika und einer malerisch um die Schultern geschlungenen altertümlichen Toga sich zusammensetzte, darauf schließen, daß er aus der Fremde komme, und auch die neugierigen Augen, mit denen er eine Zeit lang das bunte Bild zu seinen Füßen betrachtete, rechtfertigte diese Vermutung. Auch die sandalenartige Fußbekleidung hatte einen fremdländischen Zuschnitt und erschien stärker und derber als die landesübliche.

Die Silberspange, bestimmt das graue Oberkleid zusammenzuhalten, hatte er gelöst. Den Wanderstab und das aus Binsen geflochtene Körbchen, welches Reisebedürfnisse und Geräte bergen mochte, hatte er an den Brückenkopf gelehnt und schien nun ganz in den Anblick des überaus malerischen Bildes unter ihm versunken zu sein. Das abgewandte Gesicht war nicht zu erkennen, die Gestalt zeigte in der Dämmerung einen hohen und nicht unschönen Bau. Die Arme hatte er verschränkt auf das Geländer gestützt, unbeweglich überschaute er das Treiben auf dem goldig schimmernden Meerbusen. Das Ziel seines Weges hatte er ganz vergessen, und das Getöse um ihn her schien ihn nicht zu stören.

Vorüberschlendernde Palastbeamte und andere Müßiggänger warfen hin und wieder einen fragenden,

mißtrauischen Blick auf den einsamen Mann, dessen altertümliche Kleidung ihre Neugier erregt haben mochte. Aber der Anblick fremder und seltsamer Trachten war in einer so großen Hafen- und Residenzstadt, deren Einwohnerzahl schon damals derjenigen Roms zum mindesten gleichkam, ein zu alltäglicher, um die Aufmerksamkeit der Bürger länger zu fesseln. Kaum daß sie ein paar gleichgültige Worte darüber verloren, aus welchem Erdstrich der fremdländische Vogel, der ihnen da den Rücken zuwandte, wohl hergeflogen sein mochte, dann wurde er wie so vieles, das wir aus den Augen verlieren, vergessen und das unterbrochene Tagesgespräch mit erneutem Eifer wieder aufgenommen.

Die Dämmerung hatte stark zugenommen.

Der Sonnenball war längst ins Meer getaucht, kaum noch mit einem schwachen hellgelben Schein die Stelle am fernen Horizont bezeichnend, wo er niedergeglitten war. Allmählich erlosch auch dieser. Das farbensatte Bild zu den Füßen des Fremden wurde eintöniger, die Umrisse verwischten sich, in einander verschwimmend, bis sie ganz verdämmerten.

Die Arbeit bei den Schiffen war längst eingestellt, der Lärm verstummt.

Regungslos stand noch immer der stille fremde Mann am Brückenkopf. Er schien zu träumen. Die schweren Taktschritte einer vorüberziehenden Abteilung Soldaten, welche die Nachtwache in der Präfektur beim Forum Constantinum bezogen, überhörte er ganz, er wandte sich nicht einmal um.

Eben betrat eine Schar Mönche die Brücke. Er hatte sie schon beim Verlassen des Schiffes auf einem in der Nähe anlegenden philistäischen Dreiruderer bemerkt, ohne weiter auf sie zu achten. Düster brannten die Fackeln in ihren Händen und bestrahlten mit unruhigem Licht den rohen Holzschrein mit den Gebeinen eines Heiligen, welchen sie in ihrer Mitte trugen. Schweigend kamen sie langsamen Schrittes näher.

Die unheimliche Glut, welche die Fackeln vor sich herwarfen, der langsam abgemessene Schritt ihrer ernsten Träger hatte die Teilnahme der schaulustigen Menge erregt; die Fenster der nächsten Häuser öffneten und füllten sich mit Neugierigen, ein großer Haufe Volks folgte ihnen scheu und flüsternd in ehrerbietiger Ferne nach. Der Fremde beachtete sie nicht. Da, eben als sie an ihm vorüberschritten, setzten sie mit tiefen, hohlen Stimmen ein und begannen den Hymnus zu singen. Weihevoll, aber düster und schmerzlich zogen die Töne daher und verkündeten den Ruhm und die Seligkeit des Märtyrers, dessen sterbliche Überreste sie jetzt, um womöglich nicht die Aufmerksamkeit der Behörden zu erregen, in der Stille des Abends vom Schiffe aus im feierlichen Zuge einstweilig in die Kapelle hart an der Stadtmauer trugen.

Wie von einer Natter gestochen war der einsame Träumer bei den ersten Tönen aufgefahren. Mit jähem Ruck hatte er sich umgewandt, und das Zwielicht der Fackeln bestrahlte ein schönes, aber augen-

blicklich von bitterem Schmerz und schlecht verhehltem Abscheu entstelltes Antlitz. Aus den Gefäßen der Weihrauchschwinger wirbelte der weiße Rauch der brennenden Kräuter und erfüllte die milde Nachtluft mit scharfem Dufte, der so wohlthuend die auf Gott gerichteten Sinne der Gläubigen umfängt.

Aber grimmig und offenbar feindselig streckte der erregte Mann den davonziehenden Mönchen die geballten Hände nach.

„Seid Ihr denn überall?“ murmelte er zornig zwischen den Zähnen. „Auch hier, in den ersten Stunden nach meiner Landung, muß ich Euch treffen —?“ Das andere schien er zu verschlucken, wenigstens war nichts mehr bei dem tosenden Lärm, den das nachdrängende Volk verursachte, und dem Rauschen des Wassers zu verstehen.

Als der letzte Schein der brennenden Fackeln verzittert war — er hatte dem Zuge in dumpfem Brüten nachgeschaut — und das an die Brückenbäume brandende Meer unter ihm den letzten Ton des todesseligen Gesanges verschlungen hatte, schien er ruhiger zu werden und sich auf sich selbst zu besinnen. Er fühlte einen dumpfen Druck im Kopfe; wie im Traum wischte er sich das heiße Haupt und merkte erst jetzt, wie ihm kalte Schweißtropfen auf die finster gerunzelte Stirn getreten waren. Nach einer Weile raffte er sich auf, ergriff den niedergesetzten Tragkorb und den Knotenstock und schritt fürbaß.

Nachdem er die durch eine allmählich breiter werdende Straße gebildete Verlängerung jener Brücke

durchmessen hatte, sah er sich plötzlich auf einem freien Platz, dessen ganze Hinterseite der Palast einnahm. Einige andere Gebäude zu beiden Seiten schienen öffentlichen Zwecken zu dienen und mit dem Kaiserhaus durch Nebengebäude und Säulengänge verbunden zu sein.

Ruhig und vornehm lag das große Häusermeer da. Nur der langsame Schritt der auf- und niederschreitenden Wachen, welche vor dem Palast und seinen Flügelfronten aufgestellt waren, unterbrach in regelmäßiger Wiederkehr die Öde. Die ganze Vorderseite des rechten Flügels war erleuchtet, und der helle Lichtschein, der aus den Fenstern flutete, hätte die in verschwenderischer Menge angebrachten Hoflaternen fast überflüssig gemacht.

Einige der Fenster standen weit offen, aber ein leichter Gazevorhang entzog das Innere der Gemächer dem neugierigen Blicke Unbefugter.

Auch der Fremde war spähend stehen geblieben. Wurden von diesen Fenstern aus die Geschicke der Welt gelenkt, in jenem Gemache dort das Wohl und Wehe von Millionen bestimmt?

Er wollte sich eben zum Gehen wenden, als der Vorhang des einen Fensters hastig zurückgeschoben wurde. Eine hohe gigantische Schulter, auf der ein mächtiges, struppiges Haupt zu sitzen schien, hob sich scharf von dem hellen Hintergrunde ab.

„Julian!"

Jauchzend war er aus seiner Brust hervorgebrochen, zum Gruß dem Mächtigen dort oben, der vor Jahren

als Student der Philosophie in Athen ihn seines Umganges gewürdigt hatte.

Ohne daß er darum wußte, hatte er den teuren Namen laut hinausgeschrieen; spöttisch klang der Wiederhall zurück. Die Gestalt am Fenster verschwand, und dicht hinter ihm erklang der dröhnende Schritt der herbeieilenden kaiserlichen Leibwache. Er trat einige Schritte zurück in den Schatten und eilte dann schnell nach rechts weiter.

Er umschritt den gewaltigen Seitenflügel der Kaiserburg und verfolgte die Straße, die in ziemlich gerader Richtung augenscheinlich in das Innere der Stadt führte. In der Ferne zeigten sich die unbestimmten Umrisse eines Gebäudes, welches die Aufmerksamkeit des Fremden sofort fesselte. Näher kommend konnte er über die Bestimmung desselben nicht lange in Zweifel sein. Es war offenbar eine christliche Kirche, deren säulengetragene Stirnseite mit dem darüber befindlichen, jetzt freilich arg verstümmelten Giebelfeld bedenklich an ihren heidnischen Ursprung erinnerte.

Unwillkürlich stand er still. Aus dem Innern drang derselbe eintönige Gesang wieder, welchen er auf der Palastbrücke bereits vernommen hatte. Die Mönche hatten ihr Ziel erreicht, den Totenschrein in die Irenen-Kapelle getragen, in deren Schutz er so lange verbleiben sollte, bis die Kirche, welche den Namen des Märtyrers zu tragen bestimmt war, vollendet sein würde.

Mit Gebet und nochmaligem Gesang wurde eben die Feier der Überführung beschlossen. Der Hymnus war verstummt, aus den geöffneten Thüren des Kirchleins ergoß sich eine Flut Andächtiger, Männer und Weiber. Mit dem Strom wurde der Fremde fortgerissen.

Dicht hinter sich hörte er, wie zwei Frauen — anscheinend den niederen Ständen angehörend — in schlechtem Griechisch, aber mit gutem Mundwerk, sich über das soeben Gehörte und Geschaute und die dabei empfangenen Eindrücke unterhielten.

„So etwas“, hörte er die eine sagen, welcher das Herz vor Andacht überzuquellen schien, „habe ich lange nicht gehört —“

„Nicht wahr?“ unterbrach sie die Ältere. „Das war noch eine Predigt! Mein guter Sohn . . . ja, ja, wie er mir Freude macht! Jedes seiner Worte war ein Evangelium — und die lauschende Menge, die Andacht, die seine Worte erweckte!“ — So ging es weiter: Die gute Alte sonnte sich behaglich in dem Ruhm ihres Sohnes, den sie jüngst zum Presbyter geweiht hatten.

Sie hatte in ihrer Freude hastig gesprochen und war nun schnaufend stehen geblieben, um Atem zu schöpfen. Wenigstens vermutete der Fremde das, denn die Worte hinter ihm erstarben in leisem Geflüster. Er hatte sich unwillkürlich umgewandt, holte jetzt aber um so schneller aus, als er die beiden Frauen bereits wieder in nächster Nähe sah. Das

Gespräch schien inzwischen eine bedenkliche Wendung genommen zu haben.

„Was" — hörte er die etwas fette Stimme der in ihrem Mutterstolz gekränkten Alten keuchen — „was sagst Du da? Das hätte ein anderer auch können? O Du —"

„Ich meine, das Andachterregende lag in der erhabenen Weihe des heutigen Schriftwortes. Der Geist des Heiligen, dessen Todestag wir heute feiern, lag ersichtlich über der Menge. An solchen Tagen hat ein jeder gut reden."

„Du lügst! Du lügst!" schrie die beleidigte Mutter dawider. „Du hast mir stets meine Freude an dem Sohne mißgönnt — Du —"

„Dein Sohn hat schön gesprochen, aber ein anderer hätte es auch gethan."

„Du bist eine — Schlange," fauchte das Weib, dessen Erregung jeden Gedanken an christliche Nächstenliebe, womit es sich eben noch gebrüstet hatte, vergessen zu haben schien.

Im nächsten Augenblick mußten sich beide in den Haaren liegen.

Den Fremden ekelte es. Schon mehrere Male hatte es ihm in den Händen gezuckt, dazwischen zu fahren. Jetzt stand er plötzlich vor ihnen und sah in das von Wut verzerrte Antlitz einer ältlichen Frau, welche erschrocken ein paar Schritte zurückgetaumelt war. Sie schien zu merken, daß er ihr Gespräch belauscht hatte, und hatte offenbar große

Luft, auch über sein Haupt die Schale ihrer Entrüstung zu leeren.

Ohne indessen diesen Ausfall abzuwarten, wandte er sich scheinbar ruhig und gleichgültig an ihre Begleiterin mit der Frage, ob sie ihm das Haus des Alkamenes, eines vor Jahren aus Athen zugezogenen Bildhauers, wie er sogleich zur näheren Kennzeichnung hinzufügte, zeigen könne.

„Des frommen Alkamenes Haus?“ lächelte näher tretend die Alte, welche mit einem Male ihren Zorn vergessen hatte, im Tone liebenswürdigster Unterwürfigkeit. „Welche Frage! Da bist Du wohl fremd in Byzanz — den kennt ja jedes Christenkind! Aber wie ich rede — komm' nur: Wir haben denselben Weg —“

„Ja, Chloe ist unsere Nachbarin,“ bemerkte nun bescheiden das jüngere Weib, dem die Frage gegolten. „Komm' nur! Ich stehe in Diensten bei Alkamenes.“

Und dankbar dem Zufall der Begegnung machte der Jüngling sich mit den beiden Frauen auf den Weg: Die dicke Chloe war unermüdlich im Erzählen, und im Weiterschreiten machte sie den Fremden auf alles aufmerksam, was sich ihren Augen darbot. Es schien, als höre sie sich selbst gern erzählen. Schweigend ließ der Fremde ihren Redestrom über sich ergehen.

In der Ferne strahlte das „Lampenhaus“ auf, welches sich beim Näherkommen als eine Art Bazar darstellte. Die kostbarsten Warenniederlagen befanden sich in ihm; hier boten die Kaufleute aus aller Herren Länder die köstlichsten Gewebe, Seiden- und Gold-

brokatstoffe und tausend andere Herrlichkeiten den schaulustigen Augen dar. Hunderte von Lampen und Lichtern verbreiteten eine Tageshelle, wie man sie in keiner andern Stadt der Welt damals wiederfand. Es war eine kaiserliche Pracht.

Obgleich es schon spät am Abend war, ging es hier an diesem Stapelplatz des Welthandels noch laut und lebhaft zu. Hebräische Händler in schäbigem Kaftan und kleinasiatische Teppichverkäufer wetteiferten mit einander, den summenden Menschenstrom, der sich wie eine vielköpfige Schlange langsam vorüberwälzte, zur Augenweide einzuladen, zum Kaufe zu ermuntern. Ein Summen und Sausen von Worten, die sich gegenseitig verschlangen, brach sich brandend unter den kühnen Bogendecken und machte selbst die lauten Stimmen der Ausrufer unverständlich. Es war ein sinnverwirrender Lärm.

Mehr als einmal blieb der Jüngling im Reisekleid stehen, mit der schmalen Hand die Augen vor dem märchenhaften Blendwerk des Lichtmeeres schirmend. So etwas hatte er in Athen nimmer gesehen. Er mußte an seinen Homer denken: In solchem Lichte wandelten die ewigen Götter auf den klüftereichen Höhen des Olympos . . .

Aber die junge Frau, die ihm seinen Ranzen abgenommen hatte, mahnte zur Eile. So wanderten sie denn weiter, während die geschwätzige Alte zu seiner Linken nicht müde wurde, ihm Namen und Bedeutung des eben Geschauten zu erklären. Nachdem sie noch auf die vier Säulengalerien, den Pracht-

bau des Zeuxippos — ein seit Constantin begründetes Antikenmuseum — welches sich unmittelbar an das Lampenhaus anschloß, einen flüchtigen Blick geworfen hatten, kamen sie — das Hospital des Eubulos links liegend lassend — bald in eine einsamere Gegend, welche sich terrassenartig zum Meerbusen von Byzanz hinabsenkte.

Die Gegend war ländlicher geworden.

Eine vornehme Stille umgab sie; ein lauer Wind wehte erquickend von der nahen See herüber. Hin und wieder stieg in schattenhaften Umrissen ein Landhaus vor den drei Wanderern auf, um schnell in der Dunkelheit der Nacht wieder zu verschwinden. Die Frauen machten Halt.

Geräuschlos öffnete die Dienerin eine hölzerne Pforte. Ein großer zottiger Hund sprang ihnen bellend entgegen.

„Ruhig Aias!" rief ihm das junge Weib zu, worauf dieser winselnd und mit dem buschigen Schweife wedelnd sich dicht an seine Seite drängte. „Der Hund ist los," wandte es sich dann zu dem Begleiter, „Alkamenes hat sich bereits zur Ruhe begeben." Plötzlich wurde sie verlegen. Nach einem beobachtenden Blick in das offene, treuherzige Gesicht des Mannes aber fügte sie sogleich hinzu: „Aber komm' nur — ich finde schon ein Plätzchen für Dich."

„Es soll Dein Schade nicht sein," versicherte der unbekannte Reisende. „Der gastfreie Alkamenes ist mir ein lieber Freund seit meiner frühesten Kindheit."

Die Alte verabschiedete sich schnell, aber mit besonderer Unterwürfigkeit; sie hatte noch ein paar Schritte weiter zu gehen bis zu ihrem kleinen Häuschen. Einige Minuten später streckte sich Andreas auf weichem Lager, das ihm die willige Dienerin in aller Eile bereitet, um von den Anstrengungen der langen Reise auszuruhen im Hause des geliebten Jugendfreundes Alkamenes.

* *
*

Auf den Feigen- und Orangenbüschen lag funkelnder Tau. Das Lied der Nachtigall, welches die ganze Nacht hindurch aus den dichten Mimosen ertönte, war schon verstummt. In deutlichen Umrissen tauchten schon aus dem Blau der Ferne die Stämme der breitblätterigen Palmen empor und wiegten, sich streckend und reckend, die erfrischten Häupter im Morgenwinde.

Der Morgen wollte erwachen.

Eine laue Luft lag über den Gärten im Westen der Stadt, rein und milde. In den blühenden Zweigen, die noch wie schlaftrunken niederhingen und in üppigem Sprossen durcheinander wucherten, sang ein tagfroher Vogel, erst schüchtern und noch wie im Traum, verstummend und wieder einsetzend, bis endlich von schmetterndem Jubel die kleine Kehle überfloß. Drüben aus den dunklen Platanen kam es jetzt zurück, hier aus den dichten Oleanderbüschen mit den brennenden Blüten klang Antwort und jubelnder Sang. Und mehr und mehr schwoll es an, von allen Zweigen ergoß sich eine Flut von Gesang über den duftigen Garten am Meer. In fleckenlosem Blau wölbte sich ehern und unendlich die Himmelskuppel darüber, an der die letzten Sterne mit falbem Lichte verblaßten. Nur die Venus stand drüben über den Palmen noch schillernd wie zuvor, als wollte sie der Sonne trotzen.

Der Sonne? Dort — über dem Bosporus stand sie schon, eine blutige Scheibe, und schlug aus

funkelndem Glanz eine breite Brücke vor sich her über das ruhige Meer. Jetzt zuckte und schnellte es von spielendem Feuer in der aufwärts rollenden Kugel die Strahlen schmolzen zusammen — eine Fülle goldigen Lichtes schwang sich über die Brücke im weiten Meere und glitt über das taufrische Land.

Wie war auf einmal der Garten so verwandelt! Gleißend und glitzernd warfen die Kieselsteine in den breiten, behäbigen Wegen die gebrochenen Sonnenstrahlen zurück, wie von innerem Feuer beseelt schillerten die feuchten Blätter und Blumen allüberall. Ein Meer von Sonnenlicht durchzitterte und durchglühte die weiche Luft . . .

Jetzt kam ein Mann den breiten Hauptpfad vom Landhaus daher.

Es war Andreas. Er sah verwacht und erregt aus. Langsam ging er dem milden Sonnenschein entgegen, als wollte er einem nächtlichen Spuk entrinnen. Seine hohe Brust hob sich und dehnte sich weit — er sog die warme Sonnenluft in vollen Zügen ein und unwillkürlich streckten sich seine Hände dem leuchtenden Gotte verlangend entgegen.

Es zog ihn mächtig hinaus ins Freie. Eine unruhige Nacht lag hinter ihm. Wohl eine Stunde hatte er sich gestern Abend trotz der Ermattung von der Reise auf seinem Lager gewälzt, ohne erquickenden Schlafes teilhaftig zu werden. Als er dann endlich in einen leichten Halbschlummer verfallen war, da war es ihm gewesen, als stände er noch immer auf der Kaiserbrücke vor dem Palatium. Ein trauriger

düsterer Gesang kam in langgezogenen Akkorden näher und näher — er wollte entfliehen — es waren Mönche, die einen hölzernen Schrein trugen — fahle, abgezehrte Gesichter mit tiefen Furchen in Wangen und Stirn und verloschenen Augen. Als sie an ihm vorüberkamen, da streckten sie die vertrockneten Hände nach ihm aus und hießen ihn mitsingen. Aber nur ein heiseres Krächzen kam ihm aus der angstverschnürten Kehle — er meinte zu ersticken. Und wie mit magischer Gewalt umstrickten ihn dann die Arme der braunen Kutten und stießen ihn vorwärts und nahmen ihn in ihre Mitte — die Kniee wollten ihm versagen, er glaubte nicht weiter zu können — aber da machten sie Halt und schritten psalmodierend die ausgetretenen Stufen eines Portales zu Zweien empor und verschwanden in einen langen, dunklen Gang, aus dem ihm ein Geruch von Moder und Totenbein entgegenquoll. Aber sie zerrten ihn nach sich, bis er stolperte und niederstürzte. Da vergingen ihm die Sinne.

Dann war er erwacht. Ein kalter Schweiß war auf seine Stirn getreten, und sein Herz schlug laut. Von seinem Bette emporspringend, riß er schnell das dichtverhangene Fenster auf. Draußen dämmerte schon der Tag. Er kleidete sich hastig an und stürmte hinaus. Im Hause fand er noch alles in tiefem Schlafe — um so besser, so konnte er noch eine Zeit allein sein und sich erholen von den Zerrbildern seines qualvollen Traumes.

Seit sieben Jahren hatte er Alkamenes nicht gesehen – er wollte ihm heiter entgegentreten, lachenden

Auges und jauchzenden Herzens, dem heißgeliebten, so lange entbehrten Berater und Freunde seiner Jugend.

Sieben Jahre! War es wirklich so lange her? Wo waren sie geblieben?

Als Alkamenes, der damals neunundzwanzig Jahre alt sein mochte, Athen den Rücken gekehrt hatte, um in Byzanz das Erbe eines entfernten Verwandten anzutreten, war Andreas noch ein schmächtiger, brauner Jüngling gewesen, welcher in der ersten Zeit den fast zehn Jahre älteren Freund sehr entbehrte.

Des früh verwaisten Andreas hatte sich der treffliche Künstler warm angenommen, einerseits, weil er Wohlgefallen an dem krauslockigen Buben mit den blitzenden braunen Augen fand, andererseits in der Absicht, die keimenden Gedanken, welche in seiner eigenen Seele lebten und lohten, in dem weichen Boden des Kindesherzens auszustreuen, auf daß ers einstmals in seinem Sinne wirke und die Welt mit seinen Gedanken erfülle. Damals, als er in dem alten Piräus das schwärzliche Schiff in Begleitung seiner Schwester Melanthe, die noch ein Kind war, bestiegen, hätte er den jungen Andreas am liebsten mit sich in die neue Heimat genommen. Er mußte ihn aber zurücklassen, denn er befand sich seit ein paar Monaten in der Lehre eines Bildhauers und Malers zu Athen.

In den ersten Jahren hatten sie eifrig Briefe getauscht; dann waren die Mitteilungen vom Bosporus allmählich seltener geworden, und seit zwei Jahren hatte Andreas nichts mehr von dem älteren Freunde

gehört, obgleich er selbst in fortlaufenden Briefen über sich, seine Entwickelung und seine Pläne den Alkamenes immer unterrichtet hatte. Auch von Julian und der Freundschaft, die er mit dem jungen Philosophiestudenten zu Athen geschlossen, hatte er ihm erzählt, alles warm und in glühenden Farben geschildert, wie es ihm aus überquellendem Herzen in das Schreibrohr floß.

Fast sieben volle Jahre hatte er bei Glaukos, seinem Lehrherrn und Meister, in Athen gearbeitet, dann war dieser plötzlich eines Nachts vor der Thür seines Hauses, wie es hieß, von Christen, deren Gemeinde seit wenigen Jahrzehnten in bedenklicher Weise angewachsen war, ermordet worden, angeblich weil er den alten Göttern diene. Sein Haus wurde zerstört; seine Bildwerke zerschlagen, und nur mit Mühe hatte der junge Künstler das nackte Leben in der furchtbaren Stunde retten können. Dies hatte einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht — die Vaterstadt, an der seit frühester Jugend sein ganzes Herz hing, war ihm verleidet. Dazu mußte er es mehr und mehr erleben, wie die heitere, lebensfrohe Kunst der großen Hellenen zu verfallen begann.

So sehr er sich dagegen auch sträubte, gegen die Wahrheit, die seine Augen tagtäglich sahen, konnte er sich nicht verschließen.

Unendlich viel hatten schon römische Cäsaren in den beiden letzten Jahrhunderten in ihre Hauptstadt am Tiber geschleppt. Die marmornen Göttertempel in Griechenland mit den gesäulten Emporen verfielen

oder wurden seit Constantin in christliche Basiliken umgebaut, und das hieß so viel, als sie von Grund aus zerstören. Ihre Statuen und Bildwerke, die von Erdbeben und bei den großen Goteneinfällen vor etwa hundert Jahren noch verschont geblieben waren, wurden zerschlagen und ihre Trümmer bei Aufrichtung von Mauern und Befestigungen vermauert.

Das hatte Andreas, der ein warmschlagendes Herz für alles Schöne und Edle in der jungen Brust trug, schon jahrelang mit angeschaut — voll Grimm, voll Ohnmacht. Und ohne daß er sich selbst recht klar darüber war, hatte er eines Tages daran gedacht, die marmorne Stadt am Ägeischen Meere zu verlassen — aber erschreckt vor den eigenen Gedanken hatte er sich schweigend an seine Arbeit gemacht und in ihr Vergessen gesucht.

Athen! Es war ihm alles — damals noch!

Noch blickte auf die säulenreiche Agora der Unterstadt das Meisterwerk des begnadeten Pheidias hernieder in stolzer, ruhiger Schöne, die tempelreiche Akropolis. Hier wehte noch nach wie vor der Geist vollendeter edelster Kunst. Fast wandellos schienen hier die Zeiten vorübergerauscht zu sein — rein und unberührt wie die Götterjungfrau, der sie geweiht, ragten die stolzen Tempel auf dem einsamen Felsen und verkündeten den Ruhm und die Blüte eines großen untergegangenen Volkes.

Ja, einsam lagen sie da. Das hatte Andreas mit Schmerz erfahren müssen, er, der kaum einen einzigen Abend verstreichen ließ, an welchem er

nicht emporstieg, wenn an dem gleißenden Marmor der Hochburg der letzte Schein der tagemüden Sonne hing. Wie eine Befreiung kam es dann über ihn, wenn die Stadt mit den vielen Menschen, die ihn nicht verstanden, hinter ihm zurückblieb, verblassend und zerfließend, in bläulichem Abendnebel versteckt.

Meistens fand er sich hier oben allein. Nur selten trat ein stiller Beter aus dem düstern Schatten einer Säule oder eines Heiligtums heraus, wenn er von fern den verhallenden Schritt eines Vorüberwandelnden vernahm. Scheu und mißtrauisch beobachteten sich gegenseitig diese gläubigen Anbeter einer untergegangenen Welt, einer vom anderen Verrat fürchtend. Und Tag um Tag schmolz die Zahl dieser Frommen mehr zusammen, eine Thatsache, der sich ein so guter Beobachter wie Andreas nicht verschließen konnte. Aber das war es nicht, was ihn so verbitterte. Der alte kindliche Glaube des Homeros war tot. Andreas wußte das wohl. Nur die ewige Kunst, das Menschlich-Schöne, das sie unter seiner Herrschaft geschaffen hatte, sollte gerettet werden. Aber was wurde von jenen frommen Eiferern, welche sich Christen nannten, mehr verfolgt als eben die steinernen Zeugen jener kunstfrohen Zeit, die wie halbverstandene Rätsel verwundert und entsetzt in die nüchterne Gegenwart hineinstarrten? Was wußten jene von der weltgebietenden Hoheit des Zeus mit der gedankenschwangeren Stirn und den trotzigen Lippen? Was wußten sie von den runden Formen und den weichen Leibeslinien einer Aphrodite, jene,

welche einen ans Kreuz geschlagenen Mann mit leidvollem Antlitz wie einen Gott verehrten? Und diese Menschen, roh, beschränkt — zum größten Teil Sklaven, Lastträger und kleine Handwerker — hatten den Krieg erklärt allem, was der geistesgebildete Grieche, welcher die Daseinsberechtigung einer Religion nach ihrer Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der schönen Künste zu beurteilen von früh auf gelernt hatte, hoch und heilig hielt. Wie er sie haßte, diese Gemeinde des galiläischen Zimmermannssohnes! Diese Sekte, welche wie keine andere so ernst besonnen und geschlossen nach außen auftrat, welche tagtäglich eine ihm unbegreifliche Glaubenskraft offenbarte, eine Glaubenszuversicht, die ihren höchsten Ausdruck im Blutzeugentode für den Christengott fand. Im Tode! War es nicht Wahnsinn, Raserei? Ihm, dem Künstler, dem lebensfrohen Hellenen erschien der Gedanke wie eine Sünde. im martervollen Tode seinen Glauben an die Gottheit in That umzusetzen. Der eine Gott verlangte viel, sehr viel — und was konnte der eine gegen die vielen Götter, welche auf dem Olympos ein seliges Leben führten?

Wie der Grabgesang der alten griechischen Kunst klang ihm das gedämpfte, eintönige Singen der apostolischen Gemeinde zu Athen. Denn jene Sänger waren es, welche die Büsten und Statuen in den Straßen zerstört, die gesäulten Tempelbauten verbrannt oder in christliche Gotteshäuser umgebaut hatten. An Stelle des schimmernden Marmorbildes des vom Thron gestürzten Olympiers zeigte sich jetzt

im Halbdunkel hinter dem Altar das rohe, farbenblasse Wandgemälde des gekreuzigten Mannes mit der zackigen Dornenkrone. Ihn schauderte jedesmal, wenn er bei diesem Wendepunkt all' seines Denkens angekommen, und unwillkürlich stieg er die breite Marmortreppe zu den Propyläen schneller und hastiger hinan. . . .

Und dann kam der Tag, wo er zum letzten Male unter den ragenden Säulen der Hochburg gestanden war. Das war an dem Tage, wo sie den alten Glaukos ermordet hatten. Er war davongestürmt, gejagt von den furchtbarsten Gedanken, so daß ein Dritter, welcher diesem wie wahnsinnig davonhastenden Jüngling mit dem stieren Blick und der blutlosen Wange entgegentrat, ihn vielleicht für den furienverfolgten Mörder gehalten hätte. Er sah nichts, er hörte nichts, er wußte von nichts. Geistesabwesend stürmte er davon.

Als sein umnachteter Sinn sich selbst wiederfand, hatte er eben die kleine Treppe, welche zu dem Pyrgos mit dem zierlichen Tempelchen der Athene Nike emporführte, hinter sich gelassen. Er hemmte unwillkürlich den Fuß. Die Sinne kehrten ihm plötzlich zurück; eine Flut von Gedanken schoß ihm wirbelnd durchs Hirn, eine Fülle von Licht in die geblendeten Augen.

Unter ihm lag ruhig und erhaben das weite, bläuliche Meer, in welches eben die Sonne hinabsteigen wollte. Ruhig und erhaben! War es nicht ein Hohn auf ihn selbst, diese Ruhe des Meeres, dieses sonnige Lachen darüber her — auf ihn, den

Mann, welcher das schillernde Urbild seines Dichtens und Trachtens mehr und mehr in ein wesenloses Nichts zerrinnen sah? Branden und brüllen sollte es mit den weißköpfigen Wogen, eine sollte die andere verschlingen — seine Gedanken wirbelten und wogten ja auch durcheinander, einer den andern zerstörend!

Ihm brannte der Boden unter den Füßen — o, Ihr Himmlischen! Hier hatte schon einer gestanden mit einem Herzen voll unsäglichen Leids . . . hier hatte er freiwillig das Leben von sich geworfen, als es ihn um sein Liebstes betrogen. Der alte Ägeus! Hier wurde die Stelle gezeigt, wo der an der Rückkehr des geliebten Sohnes verzweifelnde König sich hinabgestürzt hatte. War ihm das Meer damals auch so still, so zum ewigen Vergessen alles Menschenwehs einladend erschienen? Nein, nein — falsch war es — fühlos — —

Unwillig wandte er sich ab. Da fiel sein Blick zugleich mit dem letzten Schein des verglühenden Tagesgestirns auf die stolzragenden Säulen und Bildwerke des Parthenons. Er gab sich willig dem Zauber anheim — er fühlte, wie seine Seele ruhiger wurde beim Schauen, und nicht lange währte es, da hob er den Fuß und wandelte nun langsam durch die Propyläen, vorüber an dem Hermes des Sokrates und dem ehernen Standbild der zungenlosen Leaina der heldenmütigen Geliebten der Aristogeiton.

Jetzt befand er sich auf der eigentlichen Hochfläche der Burg, und wie gewöhnlich wandte er seine Schritte der kleinen Cella im Hauptheiligtum der

jungfräulichen Göttin zu, wo neben vielen Weihgeschenken und Prozessionsgeräten noch immer das goldelfenbeinerne Bild der Athene Parthenos von der Meisterhand des Pheidias auf hoher Basis thronte.

Vorsichtig schloß er hinter sich die Thür.

Ein starkes Zwielicht, welches die Schönheit des Bildes mehr ahnen als schauen ließ, flutete in dem kleinen Gemach: Es war mittlerweile später Abend geworden. Nur durch Tasten konnte er sich vorwärts bewegen.

Plötzlich stieß er mit dem Fuß an einen harten Gegenstand, der im Wege lag, und noch bevor er über die Ursache nachdenken konnte, stolperte er abermals und schlug auf den glatten Steinboden nieder.

Auf ein paar Augenblicke schwanden ihm die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, stand die Thür weit offen. Ein matter Schein der letzten Sonne drang in das Innere und fiel in schräger Linie auf einen wüsten Haufen zertrümmerten Elfenbeines und Goldblechs — eine freche Hand hatte das hehre Werk des größten hellenischen Bildhauers geschändet.

Andreas empfand, wie ihm abermals die Besinnung zu schwinden drohte. Hastig stürzte er ins Freie. Hier war er jedoch zu spät gekommen.

Zwei schmächtige Gestalten sah er noch die Panathenäentreppe hinunterhasten und gleich darauf in der Nacht verschwinden. So war es denn geschehen, was er so lange befürchtet hatte. Der bleiche Mann mit der Dornenkrone hatte seine Hand auf

den Tempel der jungfräulichen Göttin gelegt; die beiden Fanatiker, die dort den Berg hinabeilten, hatten das edle Bild zerschlagen.

Seines Bleibens konnte hier nicht länger sein.

Das Herz krampfte sich ihm zusammen, der stille Friede hier oben schien ihm entweiht, die laue Luft der beginnenden Nacht verpestet.

Aber noch einmal kehrte er zurück. Als er dann aus der Cella wieder hinaustrat ins Freie, ließ der volle Mond, der inzwischen aufgegangen war, helle Thränen in seinen Augen sehen. Er hatte Abschied genommen von dem, was er bis dahin auf der Erde am höchsten geehrt und geliebt hatte.

Er empfand dunkel, daß er an einem Wendepunkt seines Lebens angelangt sei.

Der eine Augenblick tiefsten Schmerzes hatte den schwankenden, tastenden Jüngling zu einem entschlossenen Manne gereift, der nur noch einem einzigen Ziele mit unbeirrter Standhaftigkeit nachgehen konnte, das er mit allen Mitteln und Kräften anstreben wollte und — verlangte die heilige Sache es — für welches er sein Leben einzusetzen bereit war.

Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Hier war nicht sein Platz, hier in dem kunstverderbten Athen würde er ewig einem Hirngespinnst nachjagen, hier konnten sich seine Gedanken, die er in der Brust verschlossen trug, nimmer frei gestalten, um Fleisch und Form zu gewinnen.

Hinüber drum über das Meer!

Dort, wo der gleichgesinnte väterliche Freund eine ihn augenscheinlich beglückende Lebensaufgabe gefunden hatte, war auch sein Platz — an seiner Seite wollte er streiten in ernster Arbeit für die heilige Kunst, gemeinsam wollten sie . . . ja, ja gemeinsam —

Andreas stockte unwillkürlich. Die lange bunte Kette, an der seine Gedanken sich entwickelt hatten, schien plötzlich zerrissen. Warum wurde ihm nur plötzlich so bang und eng ums Herz, das sich doch sonst dem Freunde so entgegengesehnt hatte? Er wußte es selbst nicht. Aber wie eine Ahnung, eine dunkle trübe Ahnung war es über ihn gekommen und drückte ihm das zuckende Herz zusammen.

„Ich habe geträumt," sagte er lächelnd zu sich selbst und fuhr sich mit der heißen Hand über die Stirn — aber die quälenden Gedanken konnte er nicht mit den Schweißtropfen abstreifen.

Er befand sich auf einer kleinen Anhöhe, welche dem schweifenden Auge nach allen Seiten eine fast unbehinderte Ausschau darbot. Ein alter Nußbaum beschattete das reizende Plätzchen. Dort von Osten her zog sich breit und behäbig in vielen Windungen die sandige Fahrstraße, bald das Auge herausfordernd, bald sich ihm entziehend, durch Gärten und grüne Wiesen dahin. Andreas begrüßte sie wie eine Vertraute. Sie hatte ja gestern Abend den müden Wanderer hergeleitet! Geradeaus kletterte der Blick auf den sonnigen, blumenbunten Terrassen und Gärten

hinunter an das blaue Meer, in welches er sich verlor. Rechts in der Ferne bauten sich die mächtigen Kuppeln und die das Häusermeer stolz überragenden Mauertürme der Riesenstadt Byzanz auf — alles getaucht in das milde Gold der Morgensonne, bläulich verschwimmend, gedämpft und verflüchtigt zu luftigen Schemen.

Mittlerweile war die Sonne höher gestiegen und machte schon in der brütenden Hitze ihre alten Rechte an der kleinen Erde geltend. Aber hier unter dem breitstämmigen Nußbaum herrschte ein gedämpftes Zwielicht und lud zu behaglicher Ruhe ein. Andreas setzte sich auf die Bank, welche, aus glatten Birkenstämmchen hergerichtet, um den dicken Stamm des Baumes herumlief, und ließ das Auge aufs neue über die schöne Landschaft dahinschweifen.

Nach einer Weile zog er aus den Falten seines Oberkleides eine Bücherrolle hervor und begann zu lesen. Es war ein Stück des bekannten griechischen Reisehandbuches von Pausanias, der vor etwa fünf Menschenaltern auch Athen und die Akropolis besucht und beschrieben hatte. Von diesen Herrlichkeiten war in dem Buche viel zu lesen, welches der Jüngling vor nicht langer Zeit aus der Büchersammlung seines Lehrherrn Glaukos empfangen hatte. Nun war es ihm die teuerste Erinnerung an den verehrten Toten, der mit eigener Hand noch kurz vor seinem Tode den Namen des Andreas auf die erste Seite geschrieben hatte.

Heute aber fand er die Sammlung zum Lesen nicht. Ihm gingen so eigene Gedanken durch den Kopf.

Unmutig schloß er das Buch und schickte sich an in das Haus zurückzukehren. Noch einmal schweifte sein Blick über den sonnigen Garten, hinunter den breiten Parkweg bis an das Haus, dann wieder zurück und in einen der buschigen Seitenpfade hinein bis zu — ja, ihr Götter! — zu . . .

An einem mit Marmorsteinen ausgesetzten Hügel unter einem Hain dichter Cypressen kniete ein Mann in andächtigem Gebet, den er bisher nicht bemerkt hatte. Andreas faßte den Beter ins Auge — der Gestalt nach mußte es der Herr des Hauses sein. Er flog hinab, von einer wahnwitzigen Angst getrieben — er wußte, daß in solcher Stellung die Nazarener zu beten pflegten.

Die Schaffnerin, welche ihn gestern Abend hierher geführt hatte, trat soeben aus dem Hause; sie schien den Gast bereits gesucht zu haben. Als sie Andreas erblickte, beschleunigte sie ihre Schritte und winkte ihm, näher zu kommen.

„Alkamenes,“ berichtete sie, „hat sich bereits von seinem Nachtlager erhoben; er wird gleich erscheinen. Du sollst ihn im Hause erwarten!“

Sie ließ ihn in ein einfach ausgestattetes Gemach treten und bedeutete dem Erregten, eine Weile hier zu warten.

Die Viertelstunde des Harrens däuchte ihm eine Ewigkeit.

Endlich schob sich der schwere Vorhang rauschend zurück, und eine hohe Gestalt trat ruhigen Schrittes über die Schwelle.

„Alkamenes!“ — Der stürmische Jüngling hatte ihn bebend in die Arme geschlossen. Der andere wehrte ihm nicht, auch er schien tief ergriffen.

„Sei gegrüßt, Andreas,“ sagte er freundlich und befreite sich langsam aus der heftigen Umarmung des Freundes.

Dann schwiegen sie beide wieder verlegen, und Andreas hatte Zeit, den Freund zu betrachten. Alkamenes war älter geworden. An den Schläfen begann das dünne Haar bereits zu ergrauen, und um den schmalen Mund hatten sich zwei tiefe Furchen eingegraben. Die Augen, die früher das lebhafte Feuer seines Geistes wiedergesprüht hatten, erglänzten in milderem Lichte, und hier und da erzählte ein weißes Haar in dem kurzgehaltenen Bart von Stürmen und Leiden seines Trägers.

Andreas merkte, der Freund war ein anderer geworden, wenigstens an seinem Äußeren waren die Jahre der Trennung nicht spurlos vorübergegangen.

„Wir haben lange nichts von einander gehört,“ begann der Wirt, den dieses verlegene Schweigen peinlich berührte. „Du kommst unerwartet . . . Wie steht es in Athen?“

„Ich habe Athen für immer verlassen, ich will es niemals wiedersehen.“

„Andreas!“

„Ach, Du weißt nicht, was ich alles erlebt habe. Meinen Glaukos haben sie ermordet, feige, hinterrücks, wie einen tollen Hund erschlagen — den treuen frommen Glaukos —“

„Fromm? Glaukos?“

„Er war der Eifrigsten einer! Durch Wort und Werk wirkte er unentwegt für die Sache der Ewigen!“

„Der Götter?“ Ein spöttisches Lächeln ließ die Falten in den Mundwinkeln des Sprechers noch tiefer und herber erscheinen. „Er ward ein Opfer der Zeit.“

„Ein Opfer der Zeit? — Ja, Du magst es sagen, geliebter Freund! Wenigstens in Athen war die Zeit gegen ihn. Die Kunst, die hohe edle Kunst der Väter liegt danieder, die marmornen Götterbilder werden von ihren Fußgestellen gestoßen und zerschlagen, ja, es ist sogar lebensgefährlich geworden, öffentlich oder geheim an einem Marmorblock zu arbeiten, weil sie fürchten, der Meißel möchte einen der alten Götter ins Leben rufen.“

Alkamenes hatte ihm halb abgewandt zugehört und mit keinem Worte den fließenden Strom seiner leidenschaftlichen Gefühle unterbrochen.

Jetzt sagte er gedehnt, aber ruhig:

„Jede Zeit hat ihre eigenen Aufgaben; eine jede muß eine Menge von Plänen und Fragen, welche sie ungelöst von der Vergangenheit überkommen hat, bei Seite schieben, auf daß die andern, die ihr am nächsten liegen, der Vollendung entgegenreifen können.“

Andreas blickte betroffen auf und schaute den Sprecher fragend an, als verstände er ihn nicht, denn mit keinem Gedanken wagte er den richtigen Sinn dieser vorsichtig gesprochenen Worte zu deuten.

„Ich habe Dir von unserer stolzen Götterburg in Athen geschrieben," fuhr er nach einer Pause lebhaft fort, „wie sie den Stürmen der Zeit zu trotzen schien. Die Götter der Alten hatten dort ihre sicherste Zuflucht. Aber auch dort sind der Beter wenige geworden, schließlich war ich beinahe allein. Jetzt ist auch das Athenebild — erschrick nicht, mein Alkamenes! — gefallen; die Zeit ist nahe, wo der bleiche Gott mit der Dornenkrone dort einziehen soll — sie wollen aus dem Parthenon eine christliche Kirche, eine Kapelle der Thea Theotokos machen."

Ein lichter Schein zuckte aus Alkamenes' Augen und verschönte für einen Augenblick das finstere, verschlossene Antlitz des hageren Mannes. Jetzt wandte er sich ganz dem jungen Freunde zu, aber Andreas war erstaunt, nicht die leiseste Erregung in diesen marmornen Zügen wahrzunehmen.

„Andreas," sagte er mild und ergriff die feine Hand des Griechen, „die Zeiten haben viel geändert, aber —"

„Aber die Menschen sind dieselben geblieben," fiel jener schnell ein, den eine freudige Hoffnung durchzuckte. „Du und ich —"

„Auch die Menschen sind andere geworden," belehrte ihn ernst Alkamenes. „Man lernt sich bescheiden."

„Bescheiden?" Der aufbrausende Jüngling hatte sich mit glühendem Antlitz erhoben. „Bescheiden? Und das sagt mir mein Alkamenes?"

„Auch Alkamenes hat es gelernt, und bis heute hat er es nimmer bereut.“

Der Freund wollte ihn unterbrechen. Alkamenes aber schlang den Arm um seine hohen Schultern, küßte ihn heftig auf die Stirn und den roten Mund, gleichsam als ob er fürchtete, es sei das letzte Mal, als müsse er ihn bald auf immer verlieren.

„Höre mich an,“ begann er ernst und zwang ihn auf die Ruhebank nieder. Dann fuhr er mit leiser Stimme fort: „Ich weiß, was Dich nach Byzanz getrieben hat, Du bist um meinetwillen gekommen —“

„Ja, um mit Dir in ernster, hoher Arbeit gemeinsam zu schaffen und zu kämpfen.“

„Ich wußte es. Aber weil ich mich Deiner Freundschaft versichert weiß, habe ich die Pflicht, offen mit Dir zu reden und Dir alles zu erzählen, auch wenn ich Dir Schmerz bereiten müßte. Ich bin ein anderer geworden, nicht nur äußerlich, auch mein Geist hat sich von Grund auf gewandelt. Merke wohl, von Grund auf! Was ich haßte, als ich hierher kam, lernte ich liebend verehren, was ich damals liebte, muß ich heute mit meinem Haß verfolgen.“

„Du glaubst an den Galiläer —?“

Alkamenes schien diese Frage zu überhören, gelassen fuhr er fort:

„Du weißt, Andreas, mich rief eine kleine Erbschaft an den Bosporus. Ohne Namen, ohne Stellung, allein in einer großen Stadt, sah ich sie bald auf die Neige gehen. Ich dachte allen Ernstes daran, wieder

auszuwandern und nach Griechenland zurückzukehren. Denn seit der große Constantin und sein Haus öffentlich zu dem Christengott sich bekannt hatten, war die Macht des Olympiers auch hier so gut wie gebrochen. Als eifriger Heide — Du weißt es ja am besten, Andreas, -- war ich hierher gekommen und schaute mutig im Vertrauen auf meinen guten Willen in die Welt und in die Zukunft. Ich gedachte nicht, die Hände in den Schoß zu legen, sondern wollte arbeiten, wie ich es von Jugend auf gewohnt gewesen war. Aber überall in den Werkstätten, wo ich anklopfte und Arbeit suchte, gab man mir abschlägigen Bescheid, für den Heiden hatten sie kein Brod.

Mit einem Herzen voll ohnmächtigen Zornes verwandte ich den Rest meines bereits bedenklich zusammengeschrumpften Geldes dazu, mir eine eigene Werkstätte, so gut es gehen wollte, einzurichten. Ich wußte wohl, es war ein Schritt der Verzweiflung. Der Ertrinkende greift nach dem Strohhalm. Aber andererseits wußte ich auch, ich hatte eine geschickte Hand, zuweilen auch gute Gedanken, und so ging ich immerhin freudig ans Werk. Der ganze Tag sah mich bei meinen Marmorblöcken, aus denen gar bald eine ganze Versammlung von Göttern und Heroen ihre nackten Leiber herausschälten und meine einsame Arbeitsstätte bevölkerten. . . .

Aber bald mußte ich einsehen, daß ich auf diese Weise es nicht lange treiben konnte. Die Steine gaben mir kein Brod. Nur selten kam ein scheuer

Besucher in meine entlegene Werkstatt und noch seltener habe ich das eine oder andere Erzeugnis meines Schweißes an den Mann bringen können. Und fand sich wirklich einmal ein Käufer, so konnte ich oft mit dem Erlös kaum die baren Auslagen für den rohen Marmor bestreiten. Ich begann zu darben, und schwere Sorgen erfüllten meine Brust. Nicht um mich war ich bekümmert — ich war ein Mann, ich konnte, ich wollte mir schon helfen, aber das Leben eines anderen Geschöpfes war an das meinige gekettet, das Leben meiner Schwester Melanthe!

Du erinnerst Dich ihrer, Andreas? Sie war ein zartes Kind, als wir den Piräus verließen. Sie mußte ich vor Leid und Entbehrung schützen! Mit Schrecken sah ich ein, daß ich — wollten wir nicht elend in der Riesenstadt verkümmern — im Sinne der mir damals so verhaßten Sekte des jüdischen Rabbi thätig sein mußte, um einigermaßen meinen Schulden gerecht zu werden. Und so faßte ich denn, überreizt wie ich war, den verzweifelten Entschluß, mich auf die christliche Kunst zu werfen. Es war ein Geschäftskniff — weiter nichts!" —

„Deine Überzeugung und Deine Kunst hast Du für Geld verkauft!" —

„Wende Dich nicht ab, Andreas! Du mußt ja doch alles hören.

Eine fieberhafte Thätigkeit begann zum andern Mal für mich. Zuerst entfernte ich die marmornen Gestalten der Heroen und Götter, welche mein Jugendfeuer ins Leben gerufen hatte. Die Götter zogen

aus, ein anderer Herr bezog das Haus. Ich hatte einen Sarkophag mit christlichem Bildwerk für einen Reichen in Angriff genommen, der durch Zufall auf meine künstlerische Thätigkeit aufmerksam geworden war. Die Arbeit ging mir rasch von der Hand und wurde gut bezahlt. Ich hatte mein Glück gemacht, denn bald wurde ich mit ähnlichen Bestellungen und Aufträgen geradezu überlaufen. Eine Zeit lang schuf ich nur Bildwerke für christliche Grabstätten. Mein Geschäft hob sich von Tag zu Tag mehr, mein Name wurde nicht ohne Achtung genannt, ich war vermögend, unabhängig —"

„Glücklich?" —

„Mit dem Glück des Menschen ist es eine eigene Sache. Ich weiß nicht, ob ich es damals schon war, aber ich kann Dir nicht verhehlen, daß ich nicht ohne Freude und Genugthuung an meinen Darstellungen christlicher Mythen arbeitete. Mit boshafter Freude gab ich einem ans Kreuz gehefteten Manne die Züge eines Marsyas und der am Stamme des Kreuzes lehnenden Maria das Antlitz der jungfräulichen Athene. Auf diese Weise versuchte ich an den Christen mein Mütchen zu kühlen. Die Auftraggeber machten dann wohl zuweilen ein bestürztes Gesicht, aber der fleißige Bildner christlicher Heilsgeschichten galt schon damals für einen zu ausgemachten Christen, als daß man irgend welchen Argwohn zu schöpfen wagte. Später, als ich bereits ein begüterter Mann war, warf ich mich auf die Darstellung von Marienbildern, des den Drachen tötenden Erzengels

Michael, zuletzt auf die plastische Wiedergabe Jesu Christi, als des guten Hirten, von denen Du einen großen am Brunnen auf dem Constantinsplatz heute aufgestellt siehst.“ —

Alkamenes schwieg.

Er hatte seinen jungen Gast, dessen Mienen sich mehr und mehr gegen das Ende seiner Erzählung verfinstert hatten, scharf beobachtet. Als er heute früh erfahren, wen sein Dach in der verflossenen Nacht beherbergte, empfand er zuerst keineswegs eine ungetrübte Freude darüber, bald jedoch hatte er sich mit dem Gedanken vertraut zu machen gesucht, er könne den Freund, welchen er von frühester Kindheit an immer nach seinem Sinne geleitet hatte, vielleicht für die neue Lehre gewinnen So durfte er ihn zunächst über seine eigene Bekehrung, welche ihm ohnehin auf die Dauer nicht verborgen bleiben konnte, nicht im Dunkeln lassen. Deshalb hatte er ihm eben alles so ausführlich berichtet und beobachtete nun den Eindruck seiner Eröffnungen in den Zügen des Freundes. Alkamenes merkte bald, daß er hier nicht abbrechen durfte, ohne alles verloren zu geben, und so fuhr er denn, scheinbar an des anderen wiederholte Frage, ob er denn heute sich zu den Nazarenern bekenne, anknüpfend mit mildem Ernst fort:

„Ich galt damals für einen Christen, im Herzen war ich erbitterter Heide. Nur eine Art Verzweiflung hatte mir den Meißel für den Herrn in die Hand gedrückt, ich war von den Verhältnissen geschoben worden — innere Beziehungen zu dem Gekreuzigten

hatte ich keine, und ängstlich ging ich allen derartigen Berührungen aus dem Wege. Konnte es mir denn schwer fallen, mich ablehnend gegen alle christliche Aufdringlichkeit zu verhalten? Ich gab meine Arbeit, ich empfing den Lohn — weiter wollte ich nichts. Ein Rechenexempel, klar und einfach, aber ich hatte mich doch verrechnet!

Ich hatte mir zu viel zugemutet. Der lebendige Geist, den ich in dem Steine weckte, konnte seine Rückwirkung auf mich nicht verfehlen. Freilich, ich merkte es nicht, oder wollte es vielmehr nicht merken. Mancherlei andere Umstände kamen hinzu, welche eine eingehendere Beschäftigung mit der neuen Glaubenslehre gebieterisch zu fordern schienen. Ich erhielt Aufträge, die auszuführen nur ein mit eingehendster Kenntnis des Lebens Christi ausgerüsteter Mann wagen durfte. So mußte ich mich gar bald wissenschaftlich und planmäßig in die christlichen Dogmen vertiefen. Ich rief die Stille der Nacht für meine Forschungen zu Hilfe, aber es ward mir oft gar so schwer — zumal im Anfange — den richtigen Sinn der schlichten Worte zu erfassen. Manche Widersprüche stießen mir auf, deren endgültige Lösung dann ein neues, tieferes Eindringen erheischte. Im Herzen aber glaubte ich noch immer Heide zu sein — vielleicht war ich es auch damals noch. So ging die Zeit.

Melanthe wuchs unterdessen heran. Ihre Jugend hatte ich ängstlich behütet, von jedem weiteren Umgang sie peinlich fern gehalten. In meinen freien Stunden führte ich sie selbst in den Geist der Geschichte unseres

großen Volkes ein; ich lehrte sie den Homeros lesen und verstehen, dessen heiterer Götterhimmel ihrer kindlichen Einbildungskraft besonders zusagte. Die großen Tragiker wurden darauf ihre Lieblinge, an deren Geist sie ihren scharfen Verstand prüfte und stählte. Das Schwerste in dieser Erziehung war für mich die Frage, welche religiöse Richtung ich ihrem verlangenden Gemüte geben sollte. Ein Weib ohne Religion ist ein Unding. Ich hatte sie natürlich in dem Glauben unserer hellenischen Vorfahren erzogen, und selten habe ich ein Kind mit solchem innigen Vertrauen zu den Olympiern flehen hören, wie die kleine Melanthe. Als sie heranwuchs und über die himmlischen Fragen nachzudenken anfing, konnte es ihr nicht verborgen bleiben, daß ihre Götter andere waren, als die ihrer Altersgenossen. So ängstlich und behutsam ich sie auch abseits von der großen Menge gehalten hatte, so konnte ich es doch nicht ganz verhindern, daß sie mit anderen Kindern in Berührung kam, und hätte ich es können, so hätte ich es doch nimmer wollen. Den Tag über konnte ich mich nicht immer mit ihr beschäftigen, und zur richtigen, vollkommenen Entfaltung eines Kinderherzens gehört das fröhliche Spiel mit den Gleichalterigen.

In der Nachbarschaft wohnt die Wittwe Chloe, welche in ihrem einzigen Sohne Demonax ihre ganze Zukunft erblickt. Ich brachte die beiden von Griechenland mit als Sklaven, habe sie aber später freigelassen. Dieser Knabe nun war um zwei Jahre älter als Melanthe. Es war so natürlich, daß die beiden

Kinder zu einander hielten, denn auch Demonax war ein aufgewecktes, wenn auch ein wenig scheues Kind. Ich konnte in ihren kindlichen Spielen keine Gefahr für meine Pläne mit Melanthe erblicken. Aber es kam anders. Was meinem Geist in seinem tiefsten Wesen widerstrebte, war dem verlangenden Gemüte des Mädchens im Fluge lieb und vertraut geworden. Sie begann Fragen an mich zu stellen, über deren Ursprung und eigentlichste Bedeutung ich mir zuerst keine Gedanken machte. Es waren zumeist einfache, durchaus naheliegende Fragen, und aus der Art, wie sie an mich gerichtet wurden, konnte ich keinen Argwohn schöpfen. Als ich es that, suchte ich sie über meine eigene Unwissenheit in christlichen Glaubensdingen hinwegzutäuschen, aber ich hatte meine Gegnerin unterschätzt. Ihr frommes, glaubensfrohes Herz bestürmte mich immer aufs neue, und eines Tages sah ich mit Schrecken ein, daß meine Schwester Melanthe auf dem besten Wege sei, dem Kreuze nachzufolgen. Ich hatte mich also verrechnet. Der Verkehr mit Demonax wurde abgebrochen, Melanthe verließ unser Heim nur noch in meiner Begleitung.

Am Abend aber, wenn das Kind die Augen längst zur Ruhe geschlossen hatte, mußte ich über manches nachdenken, und so oft ich die zudringlichen Gedanken von mir wies, sie kamen immer wieder und hielten den Schlummer von meinem Bette fern. Alle die Fragen und Zweifel, die meine Schwester am Tage mir gegenüber geäußert hatte, wurden wieder wach und beschäftigten meinen erregten Geist. So mußte

ich ihnen nachsinnen, und wenn ich in später Nachtstunde einschlief und glaubte, nun seien sie alle gelöst, da traten sie am nächsten Morgen in anderer Gestalt an mich heran und brachten andere in ihrem Gefolge mit. Ich war der unglückseligste Mann. Ich begann zu zweifeln.

In dieser Zeit, wo heftige Seelenkämpfe das Gleichgewicht meines Geistes zu erschüttern drohten, sollte auch mein Herz nicht unberührt bleiben. Doch ich will kurz sein. Eines Tages fand ich mich in meiner Werkstätte dem Weibe gegenüber, welches das Schicksal bestimmt hatte, die große Wandlung meines Wesens zu vollenden. Es war eine junge Wittwe, den toten Gatten sollte ich ihr in Stein hauen. Dieses Bild ist niemals vollendet worden, denn bald empfand ich, wie meine heiße Liebe für die edle Frau nicht unerwidert blieb. Ich liebte das schöne Weib in der Christin, sie den Christen in dem Manne der Kunst."

„Du warst verheiratet?"

„Unsere Ehe war sonnig, aber kurz. Schon nach einem Jahre habe ich sie verloren. Der sterbenden Frau, welcher meine Liebe etwas abzuschlagen niemals gelernt hatte, versprach ich, dem Gott der Christen mit Wort und Werk treu zu dienen. Als sie die Augen im Tode geschlossen hatte, da war es mir immer, als ob ich sie garnicht verloren hätte. ‚Wir sehen uns wieder!' Noch heute höre ich ihre letzten Worte von den blassen Lippen tönen und aus ihrem Grabe zu mir heraufschallen.

So bin ich ein Christ geworden, ohne daß ich

es wollte, ohne daß ich es wußte. Ich habe mich bescheiden gelernt — nun weißt Du alles!" —

Die hohe Gestalt des Andreas war auf der Ruhebank in sich zusammengesunken, seine Augen hatten sich fest geschlossen, und abwehrend spreizten sich im Krampf die Finger seiner Hände. Alles Leben schien aus diesem Körper entflohen zu sein.

„Andreas!"

Bei dem erneuten Klange dieser einst so lieben Stimme kam einige Bewegung in den wie erstarrt daliegenden Jüngling. Die entfärbten Hände, vom Krampfe gelöst, begannen heftig zu zittern, die schwarzen Wimpern hoben sich langsam empor und ließen das Weiße seiner Augen in unheimlicher Starre erglänzen.

„Du schweigst, Andreas? Du hast auf das alles nichts zu erwidern?" begann der Bildhauer zum anderen Mal. Er war auf ihn zugegangen und hatte seine Hand ergriffen.

„Nein! Nein!" fuhr der erschütterte Jüngling, der hier seine hehrsten Ideale in nichts zerschäumen sah, in wahnsinniger Angst auf und stieß entsetzt des Freundes Hand von sich. „Laß mich los — zurück! Ich ersticke — Luft — Luft — Du —"

Sein Antlitz, welches eben noch vor Eifer und Zorn im tiefsten Rot geglüht hatte, verfärbte sich plötzlich und wurde blaß wie Marmor; um seinen Mund geiferte sich weißflockiger Schaum zusammen, seine Glieder wurden schlaff, und ehe Alkamenes es hindern konnte, schlug der Grieche mit einem gräßlichen Schrei auf den Teppich des Gemaches nieder.

*   *
*

Die Morgensonne lag mit freundlichem Schein auf den dichtverhangenen Fenstern, welche in langer Reihe auf den Park des Alkamenes hinausschauten. Eine ganze Woche bemühte sie sich schon, einen verstohlenen Blick in das Innere des Raumes zu thun. Umsonst — durch die schweren Teppiche drang kein Strahl.

Drinnen aber auf den weichen Pfühlen und Fellen eines behaglichen und breiten Ruhebettes lag der fieberkranke Andreas. Die Augen mit den schwarzen Wimpern waren fest geschlossen, die Wangen eingefallen und das fahle, schmale Antlitz hob sich in der Dämmerung des Raumes nur undeutlich von den weißen Kissen ab, darauf es schwer ruhte. Der lebensfrohe Grieche war nicht wiederzuerkennen.

Mehrere Tage schon lag er nun besinnungslos danieder. Das Fieber begann zwar langsam nachzulassen, wenigstens am Tage, aber schwere Ohnmachten stellten sich immer wieder ein. Es war ein Rückfall eingetreten. Vor drei Tagen hatte er die braunen, glanzlosen Augen zum ersten Mal wieder aufgeschlagen, und das Bewußtsein schien eben zurückkehren zu wollen. Da hatte er das große Kreuz, welches an der dunkelen Wand über der Bettstatt sich grell abhob, erblickt, einen Mark und Bein erschütternden Schrei ausgestoßen und war in die alte Nacht zurückgesunken.

Das Kreuz war seit dem Augenblick nun zwar verschwunden, aber der alte Arzt hatte bedenklich das ergraute Haupt geschüttelt und seine Besuche verdoppelt. Seit der Zeit lag er wieder in tiefer Ohnmacht.

Gestern Abend aber hatte der erfahrene Mann einiger Zuversicht Raum gegeben. Die Krisis sei überstanden, die gute Natur des Kranken habe gesiegt und es sei zu hoffen, daß derselbe morgen im Laufe des Vormittags die Besinnung wieder erlangen werde.

Nun war der langersehnte Tag da. Aus der abseits gelegenen Werkstatt des Meisters tönten hell und lustig zum ersten Mal wieder die Meißelschläge der arbeitenden Gesellen herüber, die so lange gefeiert hatten. In der Nähe des Lagers saß die schwarzäugige Melanthe und beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit den Gastfreund, welchen sie so lange und unermüdlich gepflegt hatte. Ein stärkender Schlaf hatte sich seit gestern Abend seiner bemächtigt, und ein ruhiger Atem hob und senkte in regelmäßigen Zwischenräumen die eingefallene Brust des blassen Landsmannes.

Das junge Mädchen verwandte kein Auge von ihm. Als nun aber der Kranke eine jener bezeichnenden Bewegungen, welche einem ersten Erwachen nach schwerer Krankheit vorherzugehen pflegen, machte, da schrak Melanthe freudig zusammen, und eine heftige Blutwelle schoß ihr in die vollen Wangen. Hastig schob sie die Schale mit dem verordneten Heilmittel, das zu bereiten sie eben begonnen hatte, von sich

und eilte hinaus, um den Bruder zu benachrichtigen.

Nach einer Weile trat sie mit Alkamenes wieder ein.

Der kranke Mann war soeben erwacht. Noch sah der Bildhauer, wie sein erster Augenaufschlag jener Stelle an der Wand galt, wo sonst das beinerne Kreuz gehangen hatte. Dann fuhr sich der Fremde mit der mageren Hand über die Stirn, als ob er sich auf etwas besinnen wollte. Sein Blick fiel auf den eintretenden Alkamenes. Plötzlich schien er sich an alles zu erinnern, was zwischen ihm und diesem Manne vor wenigen Tagen stattgefunden hatte. Er wollte sich hastig erheben, aber schwach und hülflos sank er sogleich in die Kissen zurück.

Alkamenes war an das Lager getreten.

„Andreas“, sagte er jetzt leise mit seiner weichen Stimme und ergriff seine Hand, „wir haben Dich wieder. Du bist außer Gefahr. Aber Du hast es uns — — ihr schwer gemacht,“ fügte er lächelnd hinzu. „Tritt näher,“ wandte er sich an seine Schwester, welche kaum wagte einen scheuen Blick auf den Mann, den sie in seiner Krankheit so lange und ohne Bedenken gepflegt hatte, zu werfen. „Sieh' jetzt, wen Du so getreulich pflegtest!“

Andreas hatte versucht, ihm die Hand zu entziehen. Nun wandte er das bleiche Gesicht und ließ seine Augen verwundert auf der nähertretenden Melanthe ruhen. Einen Augenblick sah er sie fragend an, dann zog es wie Sonnenschein über seine Züge und lächelnd wandte er sich an den Freund,

der ihn schweigend beobachtete. „Und das — das ist Melanthe?"

„Meine Schwester," entgegnete dieser lächelnd. „Ihrer Pflege dankst Du das Leben."

Nochmals erglühten die matten Augen des Fremden vor innerer Freude, die entfärbten Lippen schienen einen Namen zu murmeln, dann neigte er das Haupt zur Seite, um erschöpft von der Anstrengung mit müdem Lächeln von neuem zu entschlafen.

Melanthe aber preßte die Hand auf das heftig pochende Herz; eine freudige Unruhe hatte sie erfaßt, sie wußte selbst nicht, warum. Schweigend winkte Alkamenes ihr, und an seiner Seite verließ sie gehobenen Sinns die Krankenstube, welche mit ihrem gedämpften Licht ihr noch niemals so einladend zu träumerischem Sinnen und so behaglich wie heute erschienen war.

* * *

Andreas war gerettet; langsam genas er, zuerst körperlich, dann geistig.

Der Sommer neigte sich schon dem Herbstmonat entgegen. Die Abende wurden kühl und in den Nächten fuhr schon ab und zu ein rauherer Wind über den Bosporus und riß, wenn er über die Terrassen und Gärten vom Meere heraufstürmte, die roten Blätter des wilden Weines auf seiner Jagd mit sich, und manche schwellende Frucht, welche der Ernte entgegenreifte, fiel frühzeitig zur Erde. Am Tage aber war das Wetter trocken und freundlich. Grell und glühend stand die Sonne über dem blitzenden Meere und ließ die Orangen und Quitten im Garten des Alkamenes leuchten und locken aus dem dunklen Gebüsch.

Auf dem Hügel unter dem hohen Nußbaum saß Andreas, er hatte wieder den Pausanias vor sich auf den Knieen und schien eifrig zu lesen. Eben aber schaute er nachdenklich von seinem Buche auf und ließ die Blicke den breiten Kiesweg hinauf bis zu dem Hause mit den grünen Fensterläden wandern. Seine Wangen waren gerötet, seine Augen leuchteten vor innerer Erregung.

In den Zweigen, vor seinen Füßen im Sande spielte ein warmer Seewind mit den Lichtern und Schatten der leise hin und her schwankenden Blätter. Der Gesang der Vögel in den Büschen war schon

eine geraume Zeit verstummt, und die Frösche, die ungeladenen Bewohner des großen Karpfenteiches hinten an der Gartenmauer, begannen mit gewohntem Eifer ihre Stimmen zu erheben. Eine wohlige Stimmung, wie sie allein Wiedergenesende empfinden, gemischt aus stürmischer, wiedererlangter Lebenslust und angenehmer Mattigkeit, war über Andreas gekommen. Er hatte das Buch bei Seite gelegt, um seinen Gedanken, die ihn schon seit Tagen, mehr als er sich selbst darüber klar war, lebhaft beschäftigten, nachzuhängen. Der schöne Sommerabend, der wohlthuende Frieden dieses abgeschiedenen Stückes Erde, die ganze Natur machten ihn seinen Träumen zugänglich. . . .

Es war alles so ganz anders gekommen, als er es noch vor kaum einem Monat erwartet hatte, daß es kommen würde. Nicht daß seine Pläne, die er im Kopfe trug, etwas von ihrem sonnigen Glanze eingebüßt hätten — im Gegenteil, die Hoffnung ihnen gerecht zu werden, war der Anker gewesen, mit dessen Hülfe er zuerst, als seine Gedanken sich wieder zu klären begannen, auf dem Grunde des bewegten Meeres seines Lebens festen Fuß gefaßt hatte. Er war eine viel zu feurige Natur und dabei ein zu ausgeprägter Charakter, um irgend etwas, das er für recht oder gar für heilig erkannt hatte, mit einem stillen Seufzer aufgeben zu können. Im Gegenteil, seine starke Seele fühlte sich am wohlsten und sein Geist war am schärfsten, wenn es galt, Schwierigkeiten zu bekämpfen, und seine sittliche und körperliche Kraft wuchs mit der Ungunst der Verhältnisse. Des-

halb lernte er auch nicht, sich zu bescheiden, wie Alkamenes ihm an jenem unseligen Morgen prophezeit hatte. Andreas war eine feste, geschlossene Natur, die eher ein Opfer des Zeitgeistes werden, als auch nur einen Augenblick der heiligsten Lebensaufgabe untreu werden konnte. Der spröde Stahl zerbricht, aber er biegt sich nicht.

Als Alkamenes ihm damals von den Wechselstürmen seines Lebens berichtete, da hatte er hinausstürmen wollen, weil er glaubte, er werde ersticken. Ein unsagbarer Abscheu gegen den spießbürgerlichen Freund hatte den Künstler erfaßt, auch nur einen Augenblick länger in dem Hause des Verachteten zu leben, schien ihm eine Sünde. Nur seine Krankheit hatte ihn daran gehindert, den Mann, der seine Kunst verraten und um schnödes Gold verkauft hatte, für immer zu verlassen. Und heute? Er weilte ja noch immer in dem Hause dieses Mannes und war nach wie vor sein Gastfreund, und was ihm damals als selbstverständlich erschienen war, das wollte ihn heute unausführbar und unsinnig bedünken. Er war geblieben und wußte doch kaum, weshalb. Ja, er lebte sogar in gutem Einvernehmen mit Alkamenes. Die lange Krankheit hatte manches verwischt und ausgelöscht, sie hatte ihn milder und nachsichtiger gestimmt. Sein Haß gegen Alkamenes verwandelte sich unmerklich in Mitleid mit dem bethörten Manne. So kam es, daß ihre Freundschaft aus alten Tagen kaum getrübt schien. Freilich, die beiden Männer sahen sich nur selten, bei den Mahlzeiten und spät

am Abend, wenn sie unter den hohen Bäumen im Garten dahinwandelten. Dann sprachen sie viel und anregend mit einander, aber mit keinem Worte kamen sie auf jenen Julimorgen zurück, welcher sie damals so weit von einander getrennt hatte. Sie waren Freunde und liebten sich nach wie vor in der alten Weise, in diesem einen Punkte allein waren sie erbitterte Feinde. Sie glaubten es wenigstens zu sein und — schwiegen, und jeder von ihnen hoffte im Stillen, den andern eines Tages aus seiner gedeckten Festung herauszutreiben und auf seine Seite herüberzuziehen.

Der Hauptmagnet freilich, dessen Kraft Andreas in dem griechischen Landhause am Bosporus gefesselt hielt, war Melanthe. Als er schwer daniedergelegen, hatte ihn das junge Mädchen treu und unermüdlich gepflegt. Dafür wußte er ihr im Herzen Dank. Als er dann aber eines Morgens erwacht war und die Griechin in holder Scham errötend vor seinem Lager fand, da hatte er entdeckt, daß aus dem unbedeutenden, zarten Kinde, welches vor Jahren mit dem Bruder Athen verlassen hatte, eine aufblühende Jungfrau geworden war. Mit inniger Freude nahm er wahr, daß Melanthe schön sei. In der langen Zeit der Genesung, als ihn noch Schwäche des Körpers an das Lager fesselte, malte er sich mit Behagen die gefälligen Formen und runden Linien ihrer schönen Gestalt aus, rief er am Abend mit zäher Ausdauer sich jedes ihrer Worte, die sie den Tag über zu ihm gesprochen hatte, in das allmählich wieder erstarkende

Gedächtnis zurück. Er liebte sie vom ersten Augenblick an. Noch niemals glaubte er so viel Anmut und Güte in einem Weibe vereint gefunden zu haben, und willenlos gab er sich dem Zauber des gewinnenden Wesens seiner Pflegerin hin. Der Gedanke, daß sie eine Christin sei, war ihm kaum gekommen oder schien ihn nicht zu stören. Die Tage däuchten ihm schöner und kürzer als früher, trotzdem er an keine zerstreuende Arbeit denken durfte. Strahlte die Sonne nicht sonniger und sangen die Vögel nicht lieblicher und hingebender als bisher? Stunden lang konnte er den schlichten Worten dieses sinnigen Kindes zuhören, ohne irgendwie zu ermüden. Und sie plauderten viel zusammen, so daß ihm die goldene Zeit der Wiedergenesung nur zu schnell verging. Er dachte nicht mehr daran, einmal aus diesem kleinen Kreise, der ihm in Bälde so lieb geworden war, zu scheiden; es war ihm selbstverständlich, daß er blieb.

So waren wieder einmal seine Gedanken bei diesem sonnigen Endziele all seines Sinnens angelangt. Er war ganz darin versunken und hörte es nicht, wie von dem gelben Kiesweg herauf jetzt der Schall flüchtiger Schritte ertönte; durch die dunklen Lorbeerbäume zu beiden Seiten flatterte es hell wie wehende Frauenkleider, und nach einigen Augenblicken trat Melanthe aus dem bergenden Dickicht hervor unter die rauschenden Zweige des alten Nußbaumes.

Andreas hielt das lockige Haupt auf beide Hände gestützt; über seine Träume hatte er offenbar seine

ganze Umgebung vergessen, und ohne daß er es wußte, flüsterten seine Lippen leise den Namen derjenigen, die ihm so teuer war. Schon eine Weile hatte Melanthe hinter ihm gestanden und ihn beobachtet. Woran mochte er so eifrig denken? Als sie jetzt ihren eigenen Namen aus dem Munde des Mannes, dessen Wert und Bedeutung sie längst kennen und schätzen gelernt hatte, hörte, schoß ein verräterisches Rot ihr über das liebe Gesicht. Nicht ganz ohne Befangenheit trat sie einen Schritt zurück, unter ihrem Fuß knirschte der Sand. Betroffen fuhr der Träumer auf und wandte unruhig den schönen Kopf.

„Melanthe?!“ —

Er hatte sich bebend erhoben und streckte ihr beide Hände entgegen, welche jene zögernd ergriff. Über den linken Arm trug sie eine weichwollige Decke, in der Rechten eine Schale mit goldwangigen Orangen.

„Ich habe Dich gestört, Andreas? Vergieb, aber ich wußte Dich hier oben in der feuchten Abendluft — Du solltest Dich schonen und —!“ Sie brach plötzlich ab und breitete die schützende Wolle über ihn.

„Wie gut Du bist, Melanthe! Ich danke Dir! Aber heute ist der Abend so milde, und ich fühle mich kräftiger denn je.“

Andreas hielt unwillkürlich inne. Es gereute ihn seiner Worte, denn er dachte daran, das dieses Weib, dessen Nähe ihm so wohl that, für ihn vielleicht nicht mehr so liebevoll sorgen würde, wenn er ihr immer versicherte, er sei jetzt völlig wieder

hergestellt. Oder würde sie es doch thun? Er konnte den seligen Gedanken nicht ausdenken.

„Wohl!“ versetzte sie leise verwirrt. Auch sie hatte eben daran gedacht, daß dann ihre vorsorgliche Pflege zum mindesten überflüssig, wenn nicht gar unschicklich sei, sobald der Fremde sie selbst von ihrem christlichen Liebesamt entbinden würde. Hatten seine letzten Worte es nicht eben gethan? Sie erschrak ordentlich, als sie daran dachte, und sah betroffen zur Erde.

In der bebenden Hand hielt sie noch immer den silbernen Teller mit den saftigen Früchten. Sie hatte ihn augenscheinlich ganz vergessen, denn eben rollte eine der pausbackigen Orangen von dem glatten Teller zu Boden. Das brachte sie wieder zu sich.

„Hier“, sagte sie lächelnd und schob dem Griechen die duftenden Früchte hin. „Sie werden Dich erfrischen — es sind Erstlinge eines jungen Bäumchens.“

Sie hatte eine derselben vom Teller genommen und entschälte und zerteilte sie nun nach allen Regeln der Kunst. Über ihnen rauschte der alte Nußbaum, die Sonne war dort über dem Meere funkelnd niedergegangen, und die Dämmerung breitete behaglich ihre liebevollen Schatten um die beiden Menschen her.

„Wo bleibt Alkamenes heute?“ begann nach einer Weile der Grieche.

„Er arbeitet noch. Als ich aus dem Hause trat, hörte ich den Klang seines fleißigen Hammers. Er liebt die Stille des Abends. Wenn die Gesellen Feierabend machen, beginnt für ihn die rechte Arbeit.“

„Dein Bruder findet in ihr das Glück. Ich raste hier nun schon sechs Wochen, meine Hand hat gefeiert — o, auch ich möchte schaffen, auch ich will arbeiten und bilden. Aber ich bin hier fremd. Alkamenes, ob er . . .“ Er schien zu erwarten, daß Melanthe den Gang seiner Gedanken erraten und vollenden würde, aber das junge Weib sah ihn nur fragend an, als ob sie ihn nicht verstünde.

„In Eurem Hause möchte ich arbeiten. Glaubst Du, daß Alkamenes mir seine Werkstatt öffnet?“

Andreas hing mit gespannter Aufmerksamkeit an ihren Lippen.

„Warum nicht? Weshalb sollte er für Dich keine Beschäftigung haben? Er ist mit Aufträgen überhäuft.“

„Und Du glaubst, daß er mich nicht zurückweisen wird?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Melanthe verwundert. „Bitte ihn nur! Mein Bruder schätzt Deine geschickte Hand — —“

Sie brach plötzlich ab. Andreas hatte ihre Hand ergriffen und sie stürmisch an sich gezogen, als er sein Lob aus diesem Munde hörte. Er war unendlich glücklich; jetzt wollte er ihr alles sagen, wie er sie liebe und verehre, wie er nimmer leben könne ohne ihre Liebe.

Da tönte vom Hause her durch die Stille des lauen Spätsommerabends die helle Stimme der

Schaffnerin Dicidia. „Melanthe!“ erscholl es langgedehnt. „Alkamenes wartet, die Mahlzeit ist bereitet.“

Seufzend erhoben sich die beiden. Sie fühlten beide, wie viel sie sich zu sagen, zu gestehen, zu vertrauen hatten, und in unmutigem Schweigen schritten sie den Berg hinab, um sich in das Haus zu dem einfachen Mahle zu begeben.

* *
*

Andreas legte den Meißel aus der Hand.

Seit einer Woche arbeitete er in der geräumigen Werkstatt des Freundes. Zuerst war es ihm doch schwerer geworden, als er gedacht hatte, seinen Haß und Abscheu gegen das Kreuz zu unterdrücken. Mehr als einmal hatte er geglaubt, die Arbeit einstellen zu müssen. Um Melanthes willen wollte er ausharren, aber sein Herz durfte nicht wissen, was sein Hirn ersann und seine Rechte ausführte. Schon mehr als einmal war es in der kurzen Zeit vorgekommen, daß Alkamenes, wenn er am Abend das Werk des Genossen prüfte, ungehalten war über die flüchtige und unordentliche Arbeit.

Ja, einmal hatte es sich ereignet — am zweiten Tage nach seinem Eintritt in die Künstlerwerkstätte war es gewesen – daß er einen ganzen Marmorblock vom feinsten Bruche zertrümmert hatte. Angeblich hatte das Stück einen alten Riß gehabt, den Andreas erst zu spät entdeckt haben wollte. Es war ein schon ziemlich weit gediehenes Bild der heiligen Irene für die nach ihr benannte Kirche in der Stadt. Alkamenes, welcher die gröberen Vorarbeiten solcher Werke von seinen Gesellen, nachdem er ihnen die leitenden Gedanken dargethan hatte, ausführen ließ, um dann selbst dem Werk die letzte künstlerische Weihe zu geben, hatte dem daran arbeitenden Gehülfen

das Bild, welches sich schon deutlich aus dem Marmor herausdrängte, genommen, um seine Vollendung dem jugendlichen Griechen, dessen geschickte Hand er so oft von Glaukos hatte preisen hören, anzuvertrauen. Als er am nächsten Morgen dann den Raum, welcher dem Andreas angewiesen war, betrat, war dem Irenenbild der rechte Arm völlig abgeschlagen und damit der ganze Marmor unbrauchbar. Der Grieche hatte sehr bestürzt darein geschaut und das Unglück einer schadhaften Stelle im Marmor zugeschrieben. Alkamenes wußte es besser, aber in der Hoffnung, ihn für die neue Lehre zu gewinnen, hatte er geschwiegen und ihn in dem Wahn gelassen, als ob er seinen Worten glaube. So mußte die heilige Irene einige Monate länger auf das Bildnis warten, welches ihr die Kirche gelobt hatte. —

Andreas hatte eben mit einem Tuche den Marmorblock, den er sich für eine neue Arbeit hergerichtet, verhüllt und schickte sich jetzt an, in den Garten zu gehen, wo er Melanthe zu finden hoffte. Da wurde die Thür geräuschlos und vorsichtig geöffnet und ein kurz geschorener Kopf schob sich spähend durch die Öffnung. Nach einem Augenblick sprang sie ganz auf und ein junger Priester trat über die Schwelle. Verwundert ließ er seine scharfen stechenden Blicke auf dem Griechen ruhen, dann machte er das Zeichen des Kreuzes über Andreas und sagte in unterwürfigem Tone:

„Der Herr sei mit Dir! Im Namen des Gekreuzigten sei mir gegrüßt!“

Der Angeredete war starr vor Schreck. Dieser Mensch mit dem glattgeschorenen Scheitel und der unangenehmen Stimme war ihm im höchsten Grade widerlich. Dieses gelbe, vertrocknete Gesicht konnte ehemals nicht unschön gewesen sein, aber Kasteiung und Fasten hatten trotz seiner Jugend darin schon verbitterte, abstoßende Züge hinterlassen. Die kleinen Augen blickten unruhig und listig und glühten in einem unheimlichen Feuer. Aber dieses Feuer ließ kalt und wärmte nicht.

Andreas beschloß, vorsichtig gegen den Eindringling zu sein, der jetzt, ohne den Gruß des Künstlers abzuwarten, geschwätzig fortfuhr:

„Du bist Andreas und aus Griechenland gekommen, um im Hause des frommen Alkamenes Dich weiterzubilden. Der Herr segne Deinen Eingang! Du bist erstaunt," fuhr er mit unglaublicher Vertraulichkeit fort, „daß ich Dich kenne? Meine Mutter Chloe hat mir viel von Dir erzählt. Du weißt doch, sie hatte die Freude, Dich an jenem ersten Abend sicher hierher zu führen."

Andreas hatte dem Priester verwirrt zugehört und erinnerte sich jetzt schaudernd des aufdringlichen Weibes, welches damals dieselbe Unterwürfigkeit gegen ihn beobachtet hatte, deren sich jetzt der Sohn befleißigte. Er hatte die Arme verschränkt und sah sein Gegenüber mit unverhohlenem Entsetzen an. Da er aber kein Wort erwiderte, fuhr der Mann im Priesterkleid vertraulich fort:

„Ich bin Demonax. Schräg gegenüber dem Garten wohnen wir — dort — in jenem Hause, welches zwischen den Pinien herübergrüßt. Wir müssen Freunde werden. Alkamenes, den ich wie einen Vater liebe, hat mir von Dir erzählt; er hat mich erziehen lassen, wie er Dich in Athen dereinst heranbilden ließ."

Andreas sah dem Sprecher bang ins Gesicht.

Das also war der Mann, in dessen Geistesleben Alkamenes gleichfalls eingegriffen hatte. Auch seiner Entwicklung hatte jener von frühester Kindheit an eine entscheidende Richtung gegeben. Melanthe hatte ihm zu wiederholten Malen von diesem Heiligen erzählt. Als Alkamenes mit seiner Schwester damals aus Athen gekommen war, hatte er auch drei Sklaven mit sich geführt, die Mutter Chloe, diesen Demonax und Dicidia, welche noch heute in seinem Hause als Schaffnerin wirkte. Als er und Melanthe dann im Laufe der Jahre sich dem Christentum zuneigten, hatte er allen im frommen Eifer die Freiheit geschenkt, obgleich eine derartige Handlung keineswegs eine der Forderungen der Kirche gewesen war. Alkamenes hatte sogar noch mehr gethan. Er hatte jener Chloe das Häuschen unter den Pinien zur Wohnung gegen einen unbedeutenden Mietzins gegeben und ihren lernlustigen, aufgeweckten Knaben zu einem christlichen Lehrer gethan, damit auch er einst ein starker Verfechter und Verkünder der neuen Wahrheit werde. Und mit demselben Eifer, mit welchem er einst die heidnische Bildung des kleinen Andreas betrieben

hatte, überwachte er nun den Entwicklungsgang des jungen Christen. Es war für Alkamenes, der selbst ohne Weib und Kind dastand, ein Bedürfnis, die Gedanken, welche ihn selbst gerade vorherrschend beschäftigten, auch anderen mitzuteilen, und für ihre Verkörperung in der Zukunft schien ihm mit Recht nichts geeigneter, als gerade das weiche, empfängliche Gemüt eines unmündigen Kindes. Und er hatte Glück mit diesen Kindern seines Geistes, wie er selber wohl seine Schützlinge zu nennen pflegte: Andreas war ein weltfroher Hellene geworden, Demonax ein weltscheuer Christ. Fanatiker waren sie beide und beide Gegensätze, die nimmer im Leben zu versöhnen waren.

Sie konnten niemals Freunde werden; als erbitterte Feinde mußten sie sich gegenübertreten und sich den Erfolg streitig machen.

Andreas empfand dieses dunkel, aber nicht ohne Behagen. Er wollte es schon aufnehmen mit diesem kriechenden Sohn der Chloe. Den kalten Glanz dieser schräg stehenden, enggeschlitzten Augen mit den geschwungenen buschigen Brauen darüber konnte er aber doch nicht ertragen.

Seine Stimme klang unsicher, als er jetzt zum ersten Male den Mann, der dort so ungezwungen ihm gegenüber auf einen halbfertigen Grabstein sich stützte, anredete und ihn fragte:

„Ich kann Dir behülflich sein?"

Demonax schloß für einen Augenblick die Augen, dann ließ er sie weit aufblitzen und sagte in frech-vertraulichem Tone:

„Die Kirche bedarf Deiner, Andreas!“

Der Grieche wandte sich ab. Ein lauernder Blick aus den auffunkelnden Augen seines neuen Freundes traf ihn, und die Wirkung seiner Worte berechnend, fuhr dieser fort:

„Wir bauen dem heiligen Timotheos eine würdige Kirche. Im nächsten Jahre begehen wir seinen fünfzigsten Todestag. Dann wird die neue Kirche vollendet sein, und in weihevollem Umzug werden die heiligen Gebeine des Märtyrers aus der Irenen-Kapelle in das ihm geweihte Gotteshaus übergeführt werden. Aber noch fehlt ein eigentlicher Schrein, der bestimmt ist, für alle Zeiten den irdischen Teil des verklärten Mannes zu umschließen. Auf dem hohen Deckel seines Sarkophags soll er selbst in lebensgroßer Gestalt dem frommen Beter sich zeigen. Andreas,“ fuhr er eindringlich mit einer Stimme fort, die keinen Widerspruch zu dulden schien, „Du mußt die Arbeit übernehmen. Unser Bischof Makedonios —“

Der Künstler unterbrach ihn unwillig:

„Ich habe kein Geschick für solche Arbeit, ich fühle mich nicht berufen.“

„Du *bist* berufen, Alkamenes, welchen die heilige Kirche eigentlich mit diesem Vertrauen ehren wollte, rühmt Deine Kunst; er selbst hat mich an Dich verwiesen.“

Andreas war aufgestanden und ans Fenster getreten. Unschlüssig ließ er seine Augen hinunter in den Garten schweifen. Hinten an der dichten

Hecke sah er eben Melanthe aus einer Gruppe blühender Büsche heraustreten. Melanthe! Das entschied. Ihr zu Liebe durfte er das Ansinnen des Presbyters nicht zurückweisen. Mit kurzen Worten verabschiedete er den Demonax, nachdem er ihm versichert hatte, daß er sich schon morgen an die Aufzeichnung seiner Pläne machen wolle. Er werde ihm die Aufzeichnungen und Risse zuschicken.

Als sich die Thür hinter dem Geistlichen geschlossen hatte, atmete er tief auf. Die Luft war auch so schwül hier drinnen! Er riß die Fenster weit auf. Unten wandelte Melanthe langsamen Schrittes den breiten Pfad, der in gerader Linie auf das Haus zulief. Jetzt stand sie still und schien noch zu zögern, in die Thür zu treten. Ob sie ihn erwartete? Eine süße Sehnsucht überkam den Jüngling, hastig verließ er das Gemach und eilte ins Freie.

Dicht vor der Gartenthür traf er sie.

„Demonax war bei Dir?“ forschte sie und streckte ihm zum Willkomm die schmale, weiße Hand entgegen.

„Du hast ihn gesehen?“

„Ob ich ihn gesehen habe! Er kommt nicht in unser Haus, ohne mir seine ekle Nähe aufzudrängen. In der Taxuslaube hinten am Zaun saß ich und sah die Sonne in das Meer versinken. Da hörte ich plötzlich seinen schleichenden Tritt, Demonax hatte mich in das Gebüsch treten sehen und war mir gefolgt — und —“

„Und?“ fragte gespannt der Jüngling.

Eine Purpurwelle war bis über die Schläfen in Melanthes Gesicht geschossen.

Zögernd und mit gesenkten Augenwimpern fuhr sie fort:

„Diesem Mann, dem irdische Liebe eine Sünde, Ehelosigkeit aller Tugenden Krone ist, — er verfolgt mich mit seiner Liebe. Zürne mir nicht, Andreas, daß ein Weib so zu Dir spricht! O, wie ich ihn verabscheue! Mein Bruder hat sich in ihm getäuscht. Er war es nicht wert, daß Alkamenes ihn emporzog aus dem trüben Schlamme seiner Geburt. Dem Namen nach ist er jetzt frei, aber er ist noch heute der Sklave seines Ich und seiner — Leidenschaften. Für sein Alter nimmt er augenblicklich eine glänzende Lebensstellung ein, aber die Schlacken seines Ursprungs kleben ihm noch heute an und machen ihn mit dem Staube gemein, aus dem er sich niemals erheben wird.“

In Andreas' Brust wallte es auf. Die Eifersucht auf diesen dreisten Nebenbuhler war erwacht.

Das also war die so viel gepriesene versittlichende und läuternde Macht des neuen Glaubens! Dieser Mann war ein erwählter Vertreter, die frohe Botschaft Gottes der gläubigen Menge zu verkünden! Alles bäumte sich in dem feinen Griechen auf, und augenblicklich schwoll sein schlecht verhohlener Abscheu gegen das Kreuz aufs neue wieder mächtig an. Aber daneben kam noch ein anderes Gefühl in seinem zerrissenen Herzen auf. Er empfand klar, daß er handeln und sprechen müsse und zwar augenblicklich,

um ein heiliges Recht zu haben, das geliebte Weib vor den frechen Verfolgungen dieses Lüstlings zu beschirmen.

Sie waren unterdessen den breiten Parkweg zurückgewandelt und an die Taxuslaube im hintern Garten gekommen. Als könne es nicht anders sein, waren sie beide unter das dichte Blätterdach getreten, durch welches der halbvolle Mond an einzelnen Stellen seine silbernen Lichter spielen und schießen ließ. In der Ferne schlug das Meer dumpfgrollend gegen die Ufer, die stille Septembernacht trug das Getöse zu ihnen herüber, aber den beiden Liebenden erschien sein ungestümes Toben wie holdseliger Sang.

Eine Weile standen sie ganz unter dem berückenden Zauber der Nacht des Südens, welche alle ihre Sinne gefangen nahm. Frei und in freudiger Vorahnung empfanden sie beide, daß der Augenblick da sei, wo ihre Herzen sich finden und auf immer vereinigen würden.

„Melanthe", sprach Andreas jetzt mit seiner vollen, klangschönen Stimme. „Was Du mir da von Demonax eben erzählt hast, von seiner frechen Aufdringlichkeit, seinen Verfolgungen, hat mein eigenes Urteil über diesen Mann nur bestätigt. Aber dieses Vertrauen, das Du mir geschenkt, giebt mir ein Recht, Dich vor dem Buben zu schützen. Melanthe," fuhr er wärmer fort, und seine Stimme begann merklich zu zittern, „Du hast mir Dein Vertrauen geschenkt — ich danke Dir — aber gieb mir mehr! — Ich liebe Dich! — Stoße mich nicht zurück, dieser Augenblick entscheidet

über mein Leben. — Ich liebe Dich seit dem Tage, wo meine Augen Dich zuerst sahen. O sprich — willst Du mein Weib werden?"

Er hatte das alles hastig und abgerissen in seiner feurigen Art hervorgesprudelt, das bebende Mädchen in seine Arme geschlossen und ihre Lippen mit seinem Kusse berührt. Er suchte die Antwort in ihren Zügen zu lesen, aber der Mond hatte sich verfinstert, er erkannte kaum die Umrisse des lieben Gesichts. Nur ihren Atem fühlte er rasch über seine heißen Wangen gehen, und er merkte, wie ihre Hand bebte.

Willenlos lag sie da, aber sie erwiderte kein Wort. Sie hörte seine süßen Worte an ihr Ohr schlagen und gab sich ihnen ganz hin. Aber wie man ein schönes Traumbild beim Erwachen festzuhalten sucht, indem man zaudert, die Augen aufzuschlagen, so zögerte auch jetzt das junge Weib zu sprechen, als ob es fürchtete, ein einziges Wort könne den Zauberbann brechen, und alles wie ein verblassendes Traumbild in nichts zerfließen. Sie schwieg, obgleich unzählige starke, nach Ausdruck ringende Empfindungen durch ihre jubelnde Seele fluteten. Wie im Traume öffnete sie die Arme, aber da hatte sie der Grieche auch schon wieder an seine Brust emporgezogen, und dieselbe Seligkeit, die heute und nach tausend und aber tausend Jahren zwei junge Menschenkinder in solchem Augenblicke durchjauchzt, hatte sich auch ihren Herzen mitgeteilt und sie alles um sich her vergessen lassen.

* * *

Der kurze Winter war vergangen. Im Garten des Alkamenes regte es sich an allen Ecken, das junge Grün schoß mit Ungestüm an Hecken und Wegen hervor, als ob es sich nicht genug beeilen könnte, das Auge der Menschen zu erfreuen. Hier und da stand schon ein Mandelbaum in voller Blüte und überstreute mit schimmerndem Schnee die weiten Rasenflächen, auf denen Anemonen und gelber Huflattich ihre bunten Häupter im warmen Sonnenschein wiegten. Der stille Teich am hinteren Gartenzaun begann sich stellenweise mit schwimmendem Grün zu bedecken, und die fetten Karpfen und Muränen in seiner Tiefe zogen behaglich ihre stillen Kreise oder verfolgten mit tölpelhaftem Ärger die Frösche, welche sich anschickten, ihren Laich in den weichen Sand des Teiches niederzulegen.

In der Nähe des Weihers, verborgen in einem natürlichen Verhau von wilden Feigen nnd uralten Weinstöcken, lag ein altes Gemäuer, welches zur Zeit seines Glanzes Tempelzwecken gedient hatte. Es gehörte heute zu dem Grundstück des Alkamenes, aber so lange er hier als Herr und Gebieter hauste, hatte er kaum mehr als vorübergehend an sein Dasein gedacht. Es lag ganz am äußersten Ende des weitläufigen Parkes — schon seit langer Zeit war es so gut wie vergessen. Es war nie eigentlich zerstört worden, wie so viele andere Gebäude des Altertums,

aber schon verhältnismäßig früh war es wegen seiner Entlegenheit und Beschränktheit von den Menschen verlassen worden. Seit man der Aphrodite einen prächtigeren Tempel in der Stadt selbst errichtet hatte, lag es öde und einsam da, die Weihgeräte und Bilder waren entfernt und in prunkvollem Festzuge in das neue Heiligtum geschafft, die Thüren verschlossen, und man hatte der Zeit überlassen, das Übrige an seiner Zerstörung zu thun. Aber die Menschenwerken sonst so feindselige Zeit hatte das nicht gethan.

Dichte Gebüsche von Feigen waren ringsum aufgeschossen, und der kümmerliche wilde Wein, den die Hand einer frommen Aphroditepriesterin vor langen, langen Jahren an die Hinterwand des Tempels gepflanzt haben mochte, hatte sich seit der Zeit der Verödung in üppigem Wuchse weiter ausgebreitet und das mit Einbruch drohende Dach, mit seinen starken Armen es fest umklammernd, vor diesem natürlichen Ende liebreich bewahrt.

Als Alkamenes vor mehreren Jahren den verwilderten Park und damit auch den „Weinberg", wie sie ihn nannten, um ein Billiges erworben hatte, war das Säulenhaus bereits im Grün ganz verschwunden gewesen. Man hatte es bei der Wiederherstellung des Gartens stehen lassen, weil es mit seinem freundlichen Grün einen natürlichen Abschluß gegen die hinter ihm sich landeinwärts erstreckende Heerstraße bildete und mit seinem festen Gefüge einen Teil der dicken Gartenmauer, die gleichfalls von

wildem Wein und Syringengestrüpp üppig überwuchert war, ersetzte. Man wußte auch nicht genau, was dahinter stecke; die ältesten Leute der Gegend hatten es niemals anders als in diesem Zustande gesehen; man lächelte über das Märchen, welches hier und da auftauchte und erzählte, der wilde Wein halte in seinem Schoße einen heidnischen Göttertempel vor den Blicken der Menschen verborgen.

Im großen und ganzen aber war die alte Kultstätte vergessen.

Da hatte der wiedergenesende Andreas im vorigen Herbst, wenn er sich in das schattige Dunkel des weiten Parkes verlor, auf einem einsamen Spaziergang die eigentümliche Unterbrechung der hohen Mauer, welche sich sonst in langweiliger Regelmäßigkeit rings um den Garten spannte, entdeckt und einen spähenden Blick durch das abfallende Blätterwerk gesandt. Er gewann seiner Entdeckung die lebhafteste Teilnahme ab und befragte bei der nächsten Gelegenheit Melanthe nach dem Ursprung des grünen Labyrinths. Die hatte gelacht und ihm erklärt, das sei der Weinberg. Andreas war fast erzürnt ob dieser Antwort und hatte schnell entgegnet:

„Der Weinberg? Es sind ja wilde Stöcke, Kind! Die bringen keinen Tropfen Wein!“

„Ja, aber es ist doch der Weinberg! So heißt er schon seit hundert Jahren, vielleicht ist es auch noch länger her.“ Dabei machte sie ein sehr ernstes und ehrfurchtsvolles Gesicht, als bedeuteten hundert Jahre die Ewigkeit.

„Und was war an jener Stätte in der Zeit vor diesen hundert Jahren?“ fragte unerschütterlich der Grieche, welchen die Sache um so lebhafter fesselte.

„Was weiß ich! Die Leute sagen — d. h. ich weiß es von unserer Dicidia, welche meine Amme gewesen — es stecke ein heidnischer Tempel dahinter, aber das wird wohl ein Ammenmärchen sein. Ich fürchte mich wenigstens nicht mehr; findest Du nicht auch, daß es ein traulicher Ort ist? — Freilich, es kommen Einem gar eigene Gedanken da. Die Kindsfrau mied den Platz geflissentlich, sie sagte, der Teufel habe dort Gewalt über die Seelen der armen Menschen. Das merkte ich mir denn bald, und wenn die gute Dicidia erzürnt war und mich strafen wollte, da bin ich mehr als einmal in die wilden Feigen geflüchtet und kam trotz ihrer flehenden Bitten nicht eher wieder hervor, bis sie mir Frieden gelobte.“

„Du warst ein kluges Kind,“ sagte Andreas ablenkend und schien sich bei dieser dunklen Auskunft beruhigen zu wollen. Er beschloß aber, nachzuforschen. Am Abend hatte er sich dann heimlich wie ein Dieb in den Garten gestohlen, mit einem starken Messer an einer geeigneten Stelle das zähe Geflecht zerteilt und war in der That nach halbstündiger Arbeit auf ein altersgraues Mauerwerk gestoßen. Seit jener Zeit ließ ihm seine Entdeckung keine Ruhe mehr. Heimlich hoffte er, im dunklen Schoße dieses Naturheiligtums die alten Weihgeräte, ja vielleicht noch gar das langvergessene Bild der großen Göttin zu finden. Er dachte darüber nach, wie er Alka-

menes für die Freilegung des Tempels gewinnen könne.

Dieser aber hatte mit einer Entschiedenheit, welche dem fremden Einflüssen sonst leicht zugänglichen, wankelmütigen Manne eigenartig stand, zu wiederholten Malen abgelehnt. Man solle nicht an den alten Geschichten rühren; es heiße ja doch — er freilich glaube nicht recht daran — es stecke ein alter Götzentempel dahinter und es sei gut, wenn darüber Gras wachse. Was die Leute wohl sagen würden, wenn man derartigen Dingen nachginge. Man könne leicht auf böse Gedanken kommen. Im Grunde sei es ja auch ganz gleichgültig, was sich dahinter verberge. — Auf weiteres ließ sich der fromme Christ nicht ein.

Das war im vorigen Herbst gewesen.

Seit der Zeit hatte sich aber manches geändert.

In der kurzen Regierungszeit des Julian war mancher alte Göttertempel wieder aufgethan, und auf mancher Opferstätte loderte das seit Constantins und seiner Söhne Herrschaft erloschene Feuer wieder lustig zum blauen Himmel empor. Auch die Christen durften freilich ihrem Glauben offen nachgehen, man verfolgte und unterdrückte sie nicht mehr mit Feuer und Schwert, aber der kaiserliche Pontifex Maximus suchte sie um so sicherer zu verderben. Durch ein Gesetz verschloß er ihnen den Zugang zum öffentlichen Lehramt; alle verbannten Bischöfe berief er zurück, um die Christen durch Zank und Zwietracht sich noch

heftiger als früher befehden und damit endlich aufreiben zu lassen. Ja, er that noch mehr. In Schrift und Rede verfolgte er persönlich den Gekreuzigten mit der Philosophie seines Spottes, aus Hof- und Staatsämtern wurden die Galiläer, wie er sie wegwerfend nannte, entfernt, einer nach dem andern, und die freigewordenen Stellen mit Heiden besetzt; reiche Gunst und Vorrechte wurden den Städten zu teil, welche wieder opferten. Manche christliche Basilika wurde in dem Geisteraufruhr dieser Tage in einen Göttertempel zurückverwandelt; sogar die Juden erhielten die Erlaubnis, den Tempel Jehovas in Jerusalem wieder aufzubauen; auf den Straßen und öffentlichen Plätzen erhoben sich schimmernd die Bildsäulen der alten Olympier.

Auch das Bauwerk in dem stillen Garten des Alkamenes war von den Höflingen des Sophisten auf dem Throne entdeckt worden. Demonax war eines Tages mit der Nachricht heimgekommen, der Kaiser beabsichtige den Tempel der Aphrodite wiederherzustellen und ihren Verehrern zugänglich zu machen. Da war der christliche Meister sehr bestürzt geworden, und er beschloß, dem abtrünnigen Cäsar zuvorzukommen. Aus freien Stücken erteilte er dem verwunderten Freunde die Erlaubnis, den Bau freilegen und für seine Zwecke einrichten zu lassen.

Seit acht Tagen nun tönten die sonst so stillen Räume vom Klange klopfender Hämmer und ächzender Sägen wieder. Vom frühen Morgen bis in den Abend hinein leitete Andreas selbst die Arbeiten. Im großen

und ganzen war der Bau gut erhalten. Im Innern hatte man freilich nichts Wesentliches gefunden, was seine heiße Sehnsucht hätte stillen können. Überhaupt fand er das Innere mehr verfallen, als er es bei Beginn der Freilegung im geheimen erwartet hatte. Auch die Säulen an den beiden Längsseiten waren bis auf eine gestürzt und die dreistufige Marmortreppe an der Vorderseite eingesunken. Die darauf ruhenden ionischen Säulen mit dem Giebelfeld darüber, das man nur mit großer Mühe von den Umklammerungen des hundertjährigen Weines hatte befreien können, waren gleichfalls in einem sehr schadhaften Zustand, aber sie standen doch noch ungebrochen, und nach einer heißen Tagesarbeit war es geglückt, sie wieder in die alte Lage zu rücken und auch das in der Mitte geborstene Giebelfeld zu retten. Die hölzernen Thüren und auch zum größten Teil das glatte Dach waren natürlich längst morsch geworden, der eindringende Regen hatte die Malereien an den Wänden verwaschen. Auch der Stuck war von den Wänden gefallen, und an mehr als einer Stelle war sogar das Mauerwerk selbst zerbröckelt und schien demnächst ganz einstürzen zu wollen.

Verhältnismäßig noch am besten erhalten war die Cella, das Allerheiligste des Tempels, vorgefunden worden. Auch die Basis, auf welcher in alter Zeit das Bild der Liebesgöttin gestrahlt hatte, wurde aus dem Schutt zu Tage gefördert und war noch fest gefügt. Andreas beschloß sogleich, daß dieser Raum nach wie vor geweiht bleiben sollte: Hier wollte er

schaffen und bilden, verborgen vor den Menschen und einer ihm feindlichen Zeit.

Die übrigen Räumlichkeiten, welche in einer besseren Zeit als Aufbewahrungskammern für Geräte und Weihgeschenke, als Vorhallen und Priesterwohnungen gedient hatten, sollten ganz umgebaut werden und ihm und seinem jungen Weibe als Wohngemächer dienen.

Seinem jungen Weibe! Andreas überlief es jedesmal heiß und kalt vor jauchzender Freude, wenn er daran dachte, daß er Melanthe heimführen würde, sobald die neue Wohnung bereitet sei, um zwei glückliche Menschen zu empfangen. Nach einigem Widerstreben hatte Alkamenes in diesen Bund gewilligt. Als der Grieche damals, in den Septembertagen, wo ihre Herzen sich fanden, um die Hand der geliebten Schwester bei ihm geworben, da hatte er rundweg erklärt, daß er niemals seine Einwilligung zu dieser Verbindung geben könne. Ein Heide könne ihm wohl in Freundschaft ergeben sein, niemals aber werde er eine Ehe gut heißen, in welche die Feindschaft ihrer Glaubensbekenntnisse nur zu bald die düstersten Schatten persönlichen Zwistes werfen müsse.

Das waren trübe Tage gewesen für die beiden Liebenden. Als aber dann Alkamenes den wachsenden Gram und das stille Werben seiner Schwester gesehen hatte, da war es diesem wankelmütigen, schwachen Manne weich um das Herz geworden, und er hatte sich eingeredet, daß vielleicht gerade durch diese Heirat der Freund dem rechten Glauben gewonnen werden

könne. Melanthe wußte offenbar nichts von dem heimlichen Heidentum des Geliebten, und Alkamenes war zu schwach, um sie offen und ehrlich mit einem Schmerze bekannt zu machen, von dem er fürchtete, daß er den schwachen Lebensfaden des zarten Mädchens, das seit seinem abschlägigen Bescheide sichtlich einer Krisis entgegenging, ganz zerreißen würde. So beschloß er denn, ihre Hände in einander zu legen, da es doch augenscheinlich Gottes Wille sei, gegen den anzukämpfen ihm um so mehr eine Sünde däuchte, als glückliche Ehen zwischen Christen und Heiden keineswegs zu den Seltenheiten gehörten. Er sah in Melanthe ein Werkzeug des Höchsten, ein verlorenes Schaf der Herde des guten Hirten zuzuführen. War dann nicht mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, denn über neunundneunzig Gerechte? Und dann konnte er auch dem fluchwürdigen Julian entgegentreten mit dem unantastbaren Hinweis, daß der zum Wohnhaus ausgebaute Aphroditetempel seiner Schwester Melanthe als Morgengabe versprochen sei.

So wurde denn jetzt mit dem beginnenden Frühling eine fieberhafte Thätigkeit entwickelt. Andreas spornte die fleißigen Zimmerleute zu immer größerer Emsigkeit an, weil er die Zeit nicht erwarten konnte, wo Melanthe die Seine werden würde; Alkamenes, weil er fürchtete, der Kaiser könne vor Vollendung des Baues seinen ketzerischen Plan auszuführen sich anschicken. Und Melanthe? Die ging gehobenen Schrittes auf den breiten Parkwegen im Frühlings-

scheine dahin, in süßen Träumen und mit einem Herzen voll junger Liebe und Sonnenschein. Das war eine schöne Zeit.

In wechselreicher, froher Arbeit gingen die Tage dahin. Als aber der April in das Land am Bosporus einziehen wollte und mit seinem sprossenden Blütenflaum die alte Erde wieder einmal neu geschmückt hatte, da war auch aus der düsteren Nacht des „Weinberges“ ein schimmerndes Wunder ans Licht gestiegen. Der Bau war vollendet. Gleißend und glitzernd lag die frühe Morgensonne auf den vier Säulen, wie sie es vor ein paar hundert Jahren auch gethan hatte. Das Giebelfeld mit den nackten Leibern der Kentauren und Götterfrauen war aber verschwunden und einem neumodischen Vorbau gewichen, welcher auf eingelassener Widmungstafel die Namen der beiden Menschen vereinigte, die dieses Haus fortan bewohnen sollten. Melanthe, die sonst dem geliebten Manne in allen seinen Plänen und Anordnungen beizustimmen gewohnt war, hatte es so gewünscht und mit einer seltenen Zuversicht und frommen Glaubenseinfalt erklärt, sie würde nimmer durch diese Säulen und über diese Schwelle schreiten, so lange dort oben die unbekleideten Heidengötter ihr schamloses Wesen trieben. Da hatte Andreas schweren Herzens die mächtigen Marmorplatten entfernen lassen. Nach wie vor reckte an den Seiten und der Rückwand des Gebäudes der wilde Wein die jungen Frühlingsschüsse keck empor, als habe er ein altes, wohlverbriefte Recht auf diesen steinernen Halt, und über

das neugefügte, platte Dach rauschten in regem Geflüster die breitblätterigen Feigenbäume.

Drinnen aber in den behaglichen Räumen, in welche das kecke Sonnenlicht nur gedämpft durch das grüne Blätterdach fiel, verträumten in stiller Beschaulichkeit zwei glückliche Menschen die erste Zeit ihres jungen Ehelebens und glaubten nicht an den Wechsel und den Unbestand menschlichen Glückes. Die Tage kamen und gingen, einer wie der andere, und doch nicht so! Sie meinten, das Heute sei doch noch schöner wie das Gestern, und morgen müsse es noch schöner werden. Und es wurde auch noch immer schöner, denn bei diesen zufriedenen Menschen kam kein Wunsch auf, den nicht einer dem andern in zuvorkommender Liebe erfüllte. Jede Stunde, die Andreas seinen Pflichten gegenüber Alkamenes abstehlen konnte, verbrachte er bei seinem Weibe und in dem träumerischen Frieden der alten Feigen über ihren Häuptern wußten die beiden nichts von den erbitterten Kämpfen, die draußen in der Welt mit fanatischer Wut derweilen ausgefochten wurden, und ahnten nicht, welche Stürme auch ihre Herzen demnächst durchbrausen sollten.

* *
*

In seinem Arbeitsraum — der früheren Cella des Aphroditetempels — saß Andreas.

In der Einrichtung des übrigen Hauses hatte er überall den umsichtigen Wünschen seines Weibes nachgegeben; nur dieses enge Gemach hatte er sich für seine Zwecke vorbehalten. Melanthe hatte hier ein warmes Bad einrichten wollen, aber gegen diesen entsetzlichen Plan hatte sich der Künstler mit aller Entschiedenheit aufgelehnt, obgleich Melanthe unter Thränen versichert hatte, sie würde jenen Raum, würde er nicht umgebaut, niemals betreten. Das war der erste Mißton in ihrem Zusammenleben gewesen, aber Melanthe gab nach, und der Zwischenfall war bald vergessen.

Im wesentlichen blieb der kleine, in länglichem Viereck sich erstreckende Raum unverändert; einerseits war er äußerlich bei weitem am besten erhalten und andererseits schien es dem begeisterten Künstler eine heilige Pflicht zu sein, gerade diese vier Wände, in die ein gedämpftes Oberlicht fiel, vor umfassenden Neuerungen zu bewahren. Hier war geheiligter Boden, welcher schon deshalb für ein künstlerisches Schaffen besonders vorherbestimmt erschien, ganz abgesehen davon, daß bis in die verschwiegene Abgeschiedenheit dieser starken Mauern kein störender Lärm von außen her dringen konnte

Zur Rechten des Eingangs an der glatten Wand, welche noch die letzten Spuren bunter Alfreskomalerei — es schien eine sinnliche Darstellung der von Adonis im Bade überraschten Liebesgöttin zu sein — in mattem Schimmer erkennen ließ, lehnte ein mächtiger Marmorblock und schien auf den Meißel des jungen Bildners zu harren, daneben und gegenüber standen eine Reihe Gefäße mit Thonerde und Gipsmassen angefüllt. Alkamenes hatte ihm angeboten, hier allein seinem Tagewerk nachzugehen; Andreas hatte das aber nach reiflicher Überlegung abgelehnt und versprochen, nach wie vor in die Werkstatt des Freundes herüberzukommen und dort den Pflichten des Tages obzuliegen. Hier wollte er ganz allein sein, niemals sollte ein christlicher Fuß diesen heiligen Boden betreten und ihn entweihen. Mit ganzer Gewalt war das so lange künstlich zurückgedrängte Sehnen nach dem Ideal der Antike wieder in ihm wach geworden, er fühlte es so deutlich, daß, wollte er nicht wahnsinnig werden er diesem leidenschaftlichen Drängen nachgeben mußte. Still und zurückgezogen dachte er hier seine hohen Gedanken zu denken und dem toten Stein das Leben seines Geistes einzuhauchen. Er wollte der Aphrodite, welche dort an der Wand im Zwielicht den berückenden Leib in die erfrischende Flut zu tauchen sich anschickte, ein neues Bild aus Stein errichten, schöner und glänzender noch, als es dereinst dort in der Nische von der Basis geleuchtet hatte.

Melanthe aber hielt Wort, sie hatte niemals

einen Blick in diesen Raum geworfen. Sie war nicht neugierig, denn sie glaubte dem Geliebten, als er ihr eines Tages gesagt hatte, er denke, dieses Gemach zur Aufbewahrung von Marmormaterial und angefangenen und zurückgesetzten Arbeiten zu benutzen, was auch der Wahrheit im großen und ganzen entsprach. Sie war das glücklichste Weib, welches dem vergötterten Manne für jede Stunde dankbar war, die er ihm schenkte. Sie fürchtete allen Ernstes, er würde sich überarbeiten, denn sie konnte es nicht verhindern, daß er — sobald sie am Abend ihr Lager aufsuchte — sich mit seinen Marmorsteinen einschloß und erst spät in der Nacht sich zur Ruhe begab. Mit der rührendsten Sorge bat sie ihn, er möge sich schonen und solle an die böse Krankheit im vorigen Jahre denken, die gewiß zurückkehren würde, wenn er dem Körper die Ruhe der Nacht stehle. Da hatte sie Andreas geküßt und erwidert, er müsse die Pläne für den Sarkophag des heiligen Timotheos sich noch einmal durch den Kopf gehen lassen, die ursprünglichen habe er fallen lassen und dergleichen mehr. Da hatte denn Melanthe in der Nacht mit heißer Inbrunst zum heiligen Timotheos gebetet, er möge dem geliebten Mann, den der Metropolit berufen habe, für seinen irdischen Teil eine würdige Wohnung zu schaffen, mit seiner Hülfe beistehen und Gott bitten, ihm die rechten Gedanken einzugeben. Ihre Liebe und Glaubenszuversicht wuchs zu dem Heiligen, als Andreas ihr nach ein paar Tagen auf ihre teilnehmende Frage mitteilte, die Zeichnungen seien nun

endlich ausgereift, und die Priesterschaft habe sich bereits für die Ausführung derselben in Marmor mit seltener Einmütigkeit entschieden. Melanthe war ordentlich stolz, denn sie führte diesen Erfolg ihres Gatten auf ihr nächtliches Gebet zurück. Dem guten Heiligen aber gelobte sie eine Altardecke für seine neue Kirche. — —

Nach wie vor verschwand Andreas jeden Abend hinter der mit dicken Teppichen bekleideten Thür der Cella. Er wird sich mit neuen Entwürfen tragen, dachte die liebende Melanthe. Sie hatte sich bereits so sehr an diese eigenartige Gepflogenheit ihres Gatten gewöhnt, daß sie, wenn sie das gemeinsame Mahl einnahmen und sich gegenseitig so viel zu erzählen hatten, es kaum noch für der Mühe wert erachtete, ihn beiläufig nach der Ursache dieses fortgesetzten Verschwindens zu fragen. Da hatte Andreas so frisch und herzlich gelacht, sie liebkosend in seine Arme gezogen und ihr gesagt, demnächst sei ihr Geburtstag, dann solle sie wieder bei ihm anfragen. An jenem Festtage aber hatte er sie früh am Morgen in die Vorhalle mit den vier Joniersäulen geführt. Dort stand ein mit Magnolien und blauen Heliotropblumen freundlich geschmückter Tisch und darauf ein mit weißem Leinen geheimnisvoll verhüllter Gegenstand im Sonnenschein, der sofort ihre Aufmerksamkeit gefesselt hielt.

„Sieh hier, Kind“, hatte er gesagt, und unter dem gelüfteten Tuche war die lebensgroße Marmorbüste des Alkamenes sichtbar geworden. „Das ist

auch eine Frucht der nächtlichen Gedanken. Du liebst den Bruder so sehr, er soll fortan mit uns im Hause wohnen, wenigstens dieses —"

Da hing Melanthe an des Geliebten Hals und verschloß ihm mit ihren Küssen den lieben Mund. Sie jubelte und lachte und schlug lustig in die Hände in ihrer natürlichen, kindlichen Art. Bewundernd ließ sie die Augen von dem geliebten Mann zu dem lebenswahren Bild des Bruders wandern und wieder zurück. Und als dann der späte Abend kam und sie sich wie sonst anschickte, hinaufzusteigen in ihr stilles Schlafgemach, da war Andreas zu ihr getreten und hatte sie gebeten, zu bleiben. Ob sie nicht noch ein wenig in den Garten gehen wollten? Heute bleibe er bei ihr, denn heute könne er nur an sein Weib und sein Glück denken. Da hatte Melanthe zwar freudig in die dargebotene Rechte eingeschlagen, aber später war ihr doch der Gedanke gekommen, ob er nicht mit diesem Opfer, welches er auf den Altar seiner Liebe in ihrem Dienste niederlegte, mehr versäume, als er ihr sagte. Konnte die heilige Kunst, der er sich geweiht, diesen Abend seiner entraten? —

Von der mit buntscheckigen Tigerfellen belegten Ruhebank im Hintergrunde des geweihten Raumes erhob sich Andreas. Sein glühendes Gesicht war der beste Zeuge dafür, daß er nicht unthätig dort in ruhender Lage die eilende Stunde versäumt hatte. Mit heißer Hand strich er die krausen Haare langsam zurück, die ihm wild um die ausdrucksvolle Stirn flatterten, und murmelte wie im Traume vor sich hin:

„Ja, ja — so muß es gehen! Weg mit dem schwerfälligen Gewand, das von dem schönsten Leib den unbefangenen Reiz der Natur abstreift. Nackend, in göttlicher Schöne, aber begierig, die schneeigen Glieder in das Bad zu tauchen — so seh' ich Dich vor mir, himmlische Frau — ich will Dir dienen . . . ."

Unterdessen hatte er die nassen Tücher, welche einen großen Gegenstand im Grunde des Raumes verhüllten, hastig gelöst und mit derselben Lust, mit welcher er in den letzten Nächten die bekleidete Göttin geformt hatte, zertrümmerte er jetzt mit einem einzigen Streiche die weiche Thonmasse. Mit zufriedenerem Lächeln konnte kein christlicher Eiferer seine kurzsichtige Wut an einem Kunstwerk aus längst dahingegangener Zeit auslassen. Dann knetete er die nasse Thonerde schnell zusammen und machte sich von neuem an das Werk. Erst als der Morgen graute, stahl sich der Meister aus seinem Heiligtum, um dem ermüdeten Leib noch ein paar kurze Stunden der Ruhe zu können.

* * *

Scharf und stechend, kaum in ihrer Bahn sich der Erde zusenkend, lag die Sonne an einem der ersten schönen Frühlingstage über dem stillen Garten des Alkamenes. In der Vorhalle mit den vier Säulen saß Melanthe und stickte emsig an einem großen silbernen Kreuze, das sich vom Grunde einer violettfarbigen seidenen Decke prächtig abhob. Um sie her wiegten die ersten Rosen ihre duftigen Häupter im Winde, der seit einigen Minuten sich von der See her aufgemacht hatte und stoßweise die heiße Luft mit dem betäubenden Geruche der dunkelblauen Heliotropen schwängerte. Die Vögel hatten seit einer Weile ihren Gesang eingestellt, und die dicht über dem Boden dahinschwirrenden Schwalben stießen einen kurzen, ängstlichen Ton aus.

Es war etwa eine Stunde vor der Hauptmahlzeit. Melanthe hatte schon einige Male den spähenden Blick über den breiten Hauptpfad nach dem Hause des Bruders schweifen lassen, das mit seinen weißen Wänden und den grünen Läden aus einem Hain von Platanen und Palmen freundlich herübergrüßte, aber enttäuscht hatte sie jedesmal das Haupt sogleich wieder auf die Arbeit gesenkt.

Jetzt fuhr ein starker Windstoß pfeifend um die Säulen und schüttelte grimmig die Häupter der wilden Feigen gegeneinander. Melanthe hatte in

ihrem Fleiße nicht bemerkt, wie sich die Sonne hinter schwefelgelbem Gewölk, das schnell anwuchs, versteckt hatte. Vereinzelt fielen schon große Regentropfen schwer zur Erde. Erschreckt sah das junge Weib auf, raffte die Altardecke für den heiligen Timotheos zusammen und wollte sich eben in das Haus zurückziehen. Da vernahm sie das leise Knarren der kleinen Mauerpforte, die auf die Heerstraße hinter dem Hause ging und gleich darauf hastig näherkommende Schritte. Sollte es der erwartete Andreas sein? Der Gedanke schoß blitzartig durch ihr Hirn, aber noch schneller ließ sie ihn fallen. Ehe sie noch sich eine erneute Vorstellung über die Person des Ankömmlings machen konnte, trat Demonax halb durchnäßt und mit versetztem Atem unter die Halle.

Enttäuscht und unwillig wandte Melanthe den Kopf. Wollte der Mann in dem Priestergewande das heraufziehende Gewitter als Vorwand benutzen, sich ihr zu nahen? Ein leises Frösteln überkam sie, in einer halben Stunde frühestens konnte sie Andreas erwarten. Sie beschloß, auf der Hut zu sein.

„Verzeihe, edle Frau," begann Demonax. „Den Diener Gottes überraschte das Wetter auf offener Landstraße. Ich konnte das Häuschen meiner Mutter nicht mehr erreichen, aber dem Frommen bauet der Herr überall ein festes Dach, ihn zu beschirmen vor seinem fürchterlichen Zorn, wenn er über die Lande fährt im Wetter der Nacht. Deine Wohlthat lohne er Dir tausendfach in seiner großen Gnade!"

Melanthe war zu fromm und gottesfürchtig, um sich dem Eindruck dieser glatten, wohlberechneten Worte verschließen zu können. Demonax hatte sie bei ihrer schwächsten Seite gepackt und bemerkte mit heimlicher Lust den guten Eindruck seines Grußes in den Zügen des jungen Weibes, die keiner Verstellung fähig waren. Ja, im stillen machte sie sich Vorwürfe darüber, daß sie zuerst über den Besuch dieses Gottesmannes unwillig gewesen sei. So sagte sie dann in ihrer einfachen gewinnenden Weise:

„Sei willkommen, Demonax! Es wird ein schweres Wetter."

Mittlerweile war es ganz dunkel geworden, auf die dichten Blätter der Bäume fiel schwer und prasselnd der losbrechende Regen. Der Priester hatte sich in einiger Entfernung von ihr niedergelassen, aber wenn ein Blitz mit weißglühendem Licht die Halle auf Augenblicke flackernd erhellte, bemerkte Melanthe, wie er ihr näher rückte.

„Du bist allein, Melanthe? Fürchtest Du Dich nicht?"

„Ich?" versetzte sie ruhig, aber ihre Stimme bebte. „Wen sollte ich fürchten? Ich bin viel allein, fast den ganzen Werktag über —"

„Ist Andreas noch nicht zurück?"

„Er ist noch drüben beim Bruder. Der Sarkophag für den heiligen Timotheos läßt ihn nicht ruhen."

„Die Kirche erwartet das Höchste von ihm, und deshalb ist sie geduldig. Der vereinbarte Tag, wo das Werk in der fast vollendeten Kirche aufgestellt

werden sollte, ist schon zweimal vorübergegangen, ohne daß er sein Versprechen eingehalten hätte —"

„Demonax", gab sie ihm leidenschaftlich zurück, „versündige Dich nicht! Das weiß ich besser, ich, die ich den Rührigen täglich bitten muß, sich einige Ruhe von der Arbeit zu gönnen. Er wird sich noch überanstrengen. Den Tag über sehe ich ihn nur selten, dann schafft er drüben mit den Gesellen, aber selbst die Nacht bringt ihm keine Erholung. Rastlos ist er thätig, in der Stille der Nacht treibt seine Kunst die schönsten Blüten —"

„Und Du", schaltete der Priester an ihrer Seite ein, „Du bist ein vertrauensseliges Weib!"

Melanthe schien seine hämische Bemerkung ganz überhört zu haben.

„Ich trete ihn seiner künstlerischen Arbeit ab. Eine Stunde nach der Abendmahlzeit, wenn ich mich müde zur Ruhe begeben habe, dann —"

„Dann —?" forschte Demonax gespannter, und seine Augen funkelten unheimlich im verdämmernden Abendlicht.

„Dann begiebt er sich in den ‚Tempel', wie er seinen Arbeitsraum heißt. Dieser rastlose Geist kann nicht schlafen wie andere Menschen. Dort brütet er über Plänen und Entwürfen, schaffend und zerstörend, himmlische Formen aus dem Nichts weckend wie ein Gott —"

„Du mußt es ja wissen, Weib!"

„Ob ich es weiß! Er selbst hat es mir gesagt!"

„Er hat es Dir gesagt!" höhnte er und lachte

kurz auf. „Hast Du es niemals selbst gesehen, was er dort hinter Deinem Rücken im Bunde mit der Nacht treibt?“

„Andreas liebt es nicht, wenn ich ihn frage. Jene Büste des Alkamenes ist ein Werk dieses nächtlichen Schaffens. Nicht wahr? Sie ist schön und wahr, als ob sie jeden Augenblick von der Säule herabsteigen wollte. Von seinen Plänen spricht Andreas zu keinem, aber bisweilen öffnet er sein Herz und läßt mich einen Blick in den Himmel thun, den er in seiner Brust trägt. Aber niemals habe ich, niemals will ich den Raum betreten, bis er mich selbst für würdig hält, ihn zu schauen.“

„Er ist hier im Hause, dieser — ‚Tempel‘?“

„Gewiß,“ entgegnete die ahnungslose Melanthe, „gewiß, im innersten Schoße dieses Hauses.“

In Demonax zuckte eine teuflische Lust und eine schreckliche Ahnung auf. Im Innersten des Hauses, hatte sie gesagt. Also in der früheren Cella des Aphroditeheiligtums? Seine Gedanken überstürzten sich, das war eine wertvolle Entdeckung, die er da eben gemacht hatte. Er haßte den Andreas glühend, seit die schöne Melanthe sein Weib geworden war, aber er hielt diesen Haß geheim vor jedermann, um eines Tages ihn als Waffe gegen den Ahnungslosen zu gebrauchen und ihn um so sicherer zu verderben.

„Aber das Haus ist ja ganz umgebaut worden! Du mußt jeden Winkel in ihm kennen —“

„Dies ist das einzige Gemach, welches in der alten Gestalt erhalten blieb. Andreas sagte damals, es

sei noch fest und wohlgefügt — aber — mein Gott! wozu dies alles?" Erschrocken brach das junge Weib ab, welches erst jetzt bemerkte, daß eine heiße Hand die ihrige fest umspannt hielt. Sie wollte sie ihm entziehen, aber da hörte sie neben sich wieder die trockene Stimme des Versuchers, und wie in einem Bann befangen sank sie zurück und schloß die Augen.

„Bist Du glücklich?" hörte sie ihn fragen. Sie wollte antworten, aber sie vermochte es nicht. „O sprich, Melanthe! Du kannst nicht glücklich sein. Er hat ein Geheimnis vor Dir, der Mann vor seinem eigenen Weibe, die ein Geist und ein Fleisch sein sollen!"

„Schweig!" keuchte sie empört. „Kein Wort mehr!"

Demonax aber fuhr unbeirrt fort, und ein flüchtiger Blitz ließ ein höhnisches Lächeln um die dünnen, vertrockneten Lippen erkennen. Er wußte es, dieses Weib war jetzt in seiner Macht.

„Was Du mir da eben anvertraut hast —" er beugte sich bei diesen Worten dicht über sie und fühlte mit süßer Lust ihren kurzen Atem über sein Antlitz streichen — „macht mich kühn und rechtfertigt meine Worte. Zur Nachtzeit schließt sich Dein Mann in einen Raum dieses Hauses ein, den keiner außer ihm kennt und der nach dem Gesetz unserer heiligen Kirche ein heidnischer ist. Die übrigen Teile dieses Daches sind durch Priestermund geweiht, dort allein ist das Kreuz ohnmächtig. Dieser Teil war das

Heiligste des verruchten Aphroditetempels; vielleicht — nein, ganz bestimmt ist er es noch.

Schwachsichtiges Weib! Du wirst mich hassen, wie ich Dich liebe. Aber dieses eine Mal vertraue mir — glaube mir, Dein Mann treibt dort zur Nacht, wenn Dir im Traum sein Name auf diese rosigen Lippen tritt, mit der Aphrodite sein unsittliches Wesen. Er bricht Dir die Ehe, Du wirst betrogen, betrogen — o gewiß, gewiß . . . Die Aphrodite, die Hölle hat Macht über seine Seele — Dein Andreas ist Heide —!"

Melanthe lag willenlos in seinen Armen. Eine Art Ohnmacht hatte sich ihrer Sinne bemächtigt, aber doch hörte sie jedes seiner Worte, die er wie Gifttropfen langsam und unbarmherzig in ihr brennendes Herz fallen ließ. Sie fühlte, wie ein glühender Mund sich fest auf ihre kalten Lippen preßte, jetzt umschlang er sie mit den Armen und küßte sie wieder und wieder und immer wieder . . .

Ein starker Blitz flammte auf. Unter den zusammengepreßten, thränenlosen Augenlidern empfand Melanthe die kräftige Helle seines Lichtes, sie vernahm, wie gleich darauf ein furchtbares Geknatter und Geprassel folgte und das Säulenhaus in allen seinen Fugen erbeben machte — und dann hörte sie nichts mehr; es wurde so still und dunkel um sie her, wie im Grabe. Eine tiefe Ohnmacht hatte sie der ekeln Gegenwart des Demonax entrückt.

So fand sie der heimkehrende Andreas. Nach dem letzten schweren Schlag hatte das Gewitter nach-

gelassen, und eiligst war er heimgekommen, voll zärtlicher Sorge um das geliebte Weib. In seiner Bestürzung dachte er, der starke Wetterschlag müsse sie betäubt haben; wie ein Kind hob er sie von der Bank auf und trug sie in das Haus. Dort kam sie bald zu sich, ihr erster Blick richtete sich bang und forschend in das Antlitz des Gatten, da aber schlang er den Arm um sie und wollte sie küssen. Als ihre Lippen sich berührten, merkte Andreas, wie ihr Leib zitterte und ihre bleiche Wange von Thränen benetzt war. Sie wagte in ihrer Scham nicht, ihn anzublicken, aber im Herzen beschloß sie, den Geliebten von dem zu unterrichten, was in seiner Abwesenheit sich hier zugetragen hatte.

Dann gingen sie zu Tisch.

„Andreas," sagte sie leise, „wie habe ich Dich herbeigesehnt während des Wetters!"

„Das Gewitter hat eingeschlagen. Erschrick nicht — der alte Nußbaum auf dem Hügel, der uns so oft belauscht hat, steht gespalten und halb verkohlt. Aber was thut das! Der Blitz, der ihn getroffen, hat mit seinem Donner auch Dich bedroht. Du lagst wie leblos — wie Du noch so bang und erschrocken blickst . . . Du fürchtest Dich noch — Melanthe, ich habe Dich ja wieder!" Und er schloß sie mit Inbrunst in seine starken Arme. —

Als Andreas sich diesen Abend in seine Werkstatt zurückzog, da hatte Melanthe es trotz ihrer Schwäche nicht über sich gewinnen können, sogleich ihr Lager aufzusuchen. Zögernd und unentschlossen war sie in

ihr Schlafgemach hinaufgegangen, aber sie entkleidete sich nicht. Sie war auch gar so aufgeregt, und so eigene Gedanken gingen ihr durch den schmerzenden Kopf. Das Gift, welches Demonax ihr in reichlichen Tropfen gegeben, begann zu wirken. Freilich, sie glaubte dem Elenden nicht, sie wollte ihm nicht glauben. Aber sie vermochte doch nicht, alle die dummen Gedanken, welche seine teuflischen Worte in ihr geweckt hatten, abzustreifen. Immer wieder kam sie darauf zurück.

Sie wußte es selbst nicht, sollte sie Andreas Mitteilung von Demonax' Besuch machen? Ja gewiß, sie wollte es thun, sie hätte es ihm schon heute Abend sagen sollen! Aber morgen war es ja auch noch Zeit! Und dann lief ihr auch der Gedanke unter, sie wolle es ihm doch lieber verschweigen, denn Andreas hatte ja selbst gesagt, der Donnerschlag, dessen Blitz den Nußbaum zersplittert hatte, habe sie betäubt. Sollte sie ihn in dem Wahn lassen? Oder hatte vielleicht der schwere Schlag ihr wirklich die Besinnung geraubt? Wenn sie ihn in dem Glauben ließ, würde kein Argwohn in Andreas rege werden, und die beiden Männer bewahrte sie vor offener Fehde. Denn — das glaubte sie bestimmt zu wissen — Andreas würde in seinem Haß diesen lüsternen Heiligen töten können, und das durfte er nicht, denn Christus hatte ja gesagt, er solle seinen Feind lieben! Christus! Aber glaubte Andreas denn an sein Evangelium? Bei diesem Punkt machten Melanthes Gedanken jedesmal Halt; von ihm gingen sie aus,

zu ihm kehrten sie zurück. War er ein Christ? Demonax hatte es geleugnet, er sei im Banne der Aphrodite gefangen. O Gott — nur das nicht! Nur das nicht!

Aber konnte sie es nicht erforschen? Befand er sich nicht eben jetzt wieder in dem Raum, den sie selbst niemals zu betreten sich gelobt hatte? Fast bereute sie jetzt schon ihren Schwur. Aber mußte sie denn in ihn eindringen, um die Wahrheit zu finden? Konnte sie nicht draußen an der Thür — — horchen? Ja, das ging!

Heftiger klopfte ihr das Herz in der Brust. Wenn Andreas sie ertappen würde? Würde er nicht in gerechtem Zorn über sie ergrimmen? Und welchen Anlaß hatte er ihr zu dieser verächtlichen Handlungsweise gegeben? Von ihrer mütterlichen Freundin Dicidia wußte sie, das Horchen sei unehrenhaft. Aber in diesem Falle war es gewiß verzeihlich, vielleicht sogar erlaubt . . .

Und während ihr so in dem aufgeregten Hirn die Gedanken hin- und herschossen, einer den andern gebärend und wieder verschlingend, schlich sie aus ihrem Schlafgemach die breite Stiege hinunter und trat befangen an die geheimnisvolle Thür mit den dichten Teppichen, unter deren Schwelle ein scheuer Lichtstrahl hervordrang.

Also er hatte Licht! Und die bösen Geister liebten das Dunkel der Nacht . . . Auch die Aphrodite? Sie wußte es nicht. Sie legte das Haupt neigend gegen den Pfosten — dumpf tönten ihr die Schläge

des arbeitenden Meißels entgegen. Zuweilen hörte sie, wie ein abspringendes Stück Stein auf den Boden fiel, aber alles drang nur gedämpft und wie aus weiter, weiter Ferne an das Ohr des ängstlich lauschenden Weibes. Melanthe drückte die Hand auf das lautpochende Herz, denn sie fürchtete, sein Klopfen könne sie dem Manne da drinnen verraten. Allmählich beruhigte sie sich, sie redete es sich wenigstens ein. Andreas hatte ihr die Wahrheit gesagt, Demonax war ein Lügner. Der Geliebte bearbeitete drinnen den spröden Marmor. Vielleicht dämmerte dem glücklichen Meister gar ihr eigenes Antlitz aus dem behauenen Steine entgegen? Meißelte er an ihrem Bilde?

Mit diesem freundlichen Gedanken stieg sie die breite Marmortreppe schnell wieder empor, und als Andreas in später Nachtstunde sich zur Ruhe begab, da fand er sein Weib mit einem süßen Lächeln um den halbgeöffneten Mund, der seinen Namen zu flüstern schien, in tiefem ruhigen Schlaf. Stumm beugte er sich zu ihr nieder und berührte mit durstigen Lippen ihren Scheitel.

* * *

Am nächsten Morgen sah Melanthe den Gatten nur flüchtig; der gestrige Tag schien keine üblen Folgen zurückgelassen zu haben. Nur recht blaß war sie noch und fühlte sich ein wenig angegriffen. Sie versuchte, sich die Gedanken an gestern aus dem Kopf zu schlagen. Andreas gegenüber wollte sie Schweigen beobachten.

Sie wollte unter allen Umständen eine Feindschaft zwischen den Männern im Keime ersticken, aus welcher nur Unheil für sie alle hervorwachsen würde. Vielleicht würde Andreas auch eifersüchtig werden . . . Eifersüchtig? Dieses unschuldige Kind hatte niemals gewußt, was Eifersucht sei. Mit einem Male wurde es ihr so schrecklich klar — der Gedanke daran lag ja auch so nahe! Sie erinnerte sich mit Ekel an die stürmischen Liebesbeweise des einstigen Jugendfreundes. Gewiß, Andreas mit seinem leidenschaftlichen Herzen mußte in wilder Eifersucht gegen diesen weltlichen Priester ergrimmen. Deshalb wollte sie schweigen, und glaubte damit, die Sache sei abgethan.

Sie ging in den Garten hinaus und wanderte langsam den kleinen Hügel hinan, wo der Blitz in den Nußbaum gefahren war. Er war in der Mitte gespalten. Wie in Gedanken legte sie die schmalen Finger in die geschwärzte klaffende Wunde des Baumes. Wie hatte die Natur sich hier in einem kurzen Augenblick selbst zerstört!

Da empfand sie plötzlich einen stechenden Schmerz in der linken Seite und gleichsam, als ob nicht der tote Baum, sondern ihr eigenes Herz ihrer liebenden Teilnahme bedürfe, zog sie die Hand von dem verkohlten Stamme zurück und preßte sie auf die Brust. Auch in ihr Herz hatte es eingeschlagen und hatte die bescheidene Blume der ersten Liebe, die darin aufgesproßt war, getroffen. Auch ihr Herz war in der Mitte gespalten, und neben dem blauen Liebesblümchen war über Nacht ein unansehnliches Kraut aufgeschossen, das mit seinen giftigen Wucherranken jene Blume umklammert hatte und zu ersticken drohte. Das war die Eifersucht. Die wächst nur da, wo junge Liebe blüht, denn sie ist eine Schmarotzerpflanze. Melanthe wußte das in ihrer Unschuld zwar noch nicht, aber sie empfand das Brennen des Nesselkrautes immer heftiger.

Sie wandte sich ab und schritt wieder den Berg hinab, dem Hause zu, ihr Gang hatte etwas Hastiges angenommen, ihr ganzes Wesen war Unruhe. Ein anderes Weib, als es vor kurzem das Haus verlassen hatte, kehrte dorthin zurück.

Als Melanthe in den Gang trat und an der rätselhaften Thür des „Tempels" vorbeikam, blieb sie zögernd stehen. Sie wußte selbst nicht weshalb. So oft war sie hier vorübergegangen, ohne an das, was dahinter sich barg, auch nur flüchtig zu denken — heute machte sie wie gebannt davor Halt. Sie mußte wieder an die letzte Nacht denken, als sie hier gelauscht, und sodann an die treue Schaffnerin, die dem Kinde so oft das Horchen verboten. Wirkte

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

diese Schuld schon heute fort und wollte eine neue nach sich ziehen? Unwillkürlich neigte sie das Haupt — drinnen war alles still. Andreas war ja auch drüben beim Bruder! Wenn sie jetzt unbemerkt einen Blick, einen einzigen Blick in das Gemach werfen könnte! Der Geliebte brauchte es ja niemals zu erfahren. Sie war gewiß nicht neugierig, nur um ihrem verzweifelnden Herzen Ruhe zu verschaffen, wollte sie hineinschauen. Sie versuchte die Thür zurückzustoßen; sie war verschlossen und gab um keine Spanne ihrem Druck nach. Ihre Unruhe wuchs. Wenn Andreas wirklich mit der Aphrodite —? Aber nein, das war unmöglich, er liebte sie ja! Melanthe wußte es ganz gewiß, noch gestern Abend hatte er es ihr gesagt. Aber weshalb dann das Geheimnis? Aus freien Stücken hatte sie ihm gelobt, niemals diesen Raum zu betreten. Also er traute seinem Weibe nicht? Wenn sich nun doch irgend eine Sünde dahinter verborgen hielt? Aphrodite? Aphrodite! wiederholte eine leise Stimme in ihrem Herzen. Den Gedanken an die heidnische Frau wurde sie nicht wieder los; sie war eifersüchtig auf ihr Bild, obgleich sie nicht einmal wußte, ob es in der Wirklichkeit vorhanden war. —

Am Abend kehrte Andreas zurück, ahnungslos und im Herzen freudig bewegt. Der Sarkophag des heiligen Timotheos war nahezu vollendet. Melanthe hatte die Mitteilung schweigend entgegengenommen und ihn mit den braunen Rehaugen forschend angeschaut, als wollte sie bis auf den Grund seiner

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Seele dringen. Andreas hatte das wohl empfunden, führte aber die Verwandlung ihres Wesens auf die gestrige schwere Ohnmacht zurück.

Nach dem Abendessen saßen sie wie gewöhnlich noch bei einander, aber wortkarg, wie Melanthe heute war, konnte auch Andreas die richtige Stimmung nicht gewinnen. Die Rede wollte ihm nicht gedeihen, die Unterhaltung kam ins Stocken, und als Melanthe, welche heute gar so emsig an ihrer Altardecke stickte, noch immer zögerte, sich zur Ruhe zu begeben, da erhob sich Andreas seufzend, um in das Heiligtum seines Hauses zu eilen.

„Du gehst schon fort, Andreas?" Melanthe hatte es gesagt, ohne den Blick von ihrer Arbeit zu heben.

„Du wunderst Dich," versetzte unmutig der Angeredete. „Meine Zeit ist da — und Du bedarfst der Ruhe."

„Deine Zeit ist da! Glaubst Du, mich mit Worten abspeisen zu können? Du entziehst Dich mir — Du liebst mich nicht mehr —"

„Melanthe!" Er schloß sie in seine Arme, sie aber befreite sich schnell, und ihn scharf anblickend, fragte sie ihn:

„Was treibt Dich fort? Sonst wartetest Du, bis ich das Zeichen zum Aufbruch gab, und batest mich oftmals, noch zu bleiben; bis ich mich müde geplaudert, wichest Du nicht von meiner Seite — o sprich, Andreas, sprich! Du bist nicht wie sonst — was —." Sie kam nicht weiter, Thränen erstickten ihre zitternde Stimme.

„Melanthe", sagte er mit sanftem Vorwurf und suchte sich ihrer Hand aufs neue zu bemächtigen, „ich verstehe Dich nicht."

„Du verstehst mich nicht? Sieh, ich wußte es ja, Du bist anders geworden. Du weichst mir aus. Aber gut, ich werde anders fragen. Nur auf die eine Frage gieb mir Antwort, Andreas, nur auf die eine: Was treibst Du zur Nacht in jenem — ‚Tempel'?"

„Wie Du so fragst! Du weißt es, mancherlei Pläne und Entwürfe beschäftigen mich — ich habe es Dir nie verschwiegen. So mancher Gedanke, für den ich im Lärm des Tages nicht die richtige Form zu finden vermag, gewinnt in der Weihe der Nacht durch mich seine wahre Gestalt —"

„Im Heiligtum der — — Aphrodite?" Es war heraus. Melanthe sah ihm gespannt ins Gesicht.

Andreas erbleichte.

„Was liegt am Raume?" gab er ihr ausweichend zurück. „Der Geist des Künstlers ist es, der den toten Stein beseelt — und der Raum —"

„Ist unheilig und verflucht", warf Melanthe trotzig ein. „Ihn hat kein Priester geweiht."

„Dieser Raum ist heilig", sagte Andreas ernst und richtete sich hoch auf: „Er war es früher, als fromme Menschen dort der Aphrodite reine Opfer verbrannten; er ist es heute, wo ich Deiner Liebe dienend dort mein Opfer entzünde. Wer rein der Liebe dient, ist kein schlechter Mensch. O glaube mir, Melanthe, mir, dem Du Dich zu eigen gegeben — was auch

die Menschen Dir erzählen mögen — ich weiß es, man hat Dich argwöhnisch gemacht, Du gutes Kind — glaub' ihnen nicht! Glaub' ihnen nicht, sonst werden sie uns beide unglücklich machen, vielleicht — verderben!"

Melanthe hob schmollend das bleiche Haupt, aber sie schien halb beruhigt. Er hatte von ihrer Liebe gesprochen; er liebte sie also noch . . .

„Ich will es versuchen", sprach sie leise und erhob sich. Als Andreas mit seinen Lippen versöhnend ihre Stirn berührte, fühlte er, daß sie kalt sei, wie der Marmor, den er bearbeitete. Schweigend geleitete er sie aus dem Gemach.

Beide legten dem Vorfall keine ernste Bedeutung bei, aber die kommenden Tage lehrten sie, daß etwas Fremdes zwischen sie getreten sei. Fortan verstanden sie sich nicht mehr.

Nicht etwa, daß jeder Tag einen häuslichen Auftritt herbeigeführt hätte, aber jeder Tag trennte, ohne daß ein böses Wort fiel, die beiden Ehegatten mehr und mehr von einander. Vielleicht, wenn es zu einer offenen, ehrlichen Aussprache zwischen ihnen gekommen wäre, hätten sie sich noch jetzt wieder finden können. Aber nach wie vor schwieg Melanthe hartnäckig und beobachtete all' sein Thun; Andreas fand sein Weib verändert und langweilig, er verlor sich mehr und mehr in die Netze der Aphrodite, die seine Sinne reizte. Melanthe hatte recht, Andreas war nicht mehr derselbe. Sie bemerkte mit wachsender Angst sein unruhiges, zerfahrenes Wesen und erwartete täglich,

daß er das erste Wort spreche. Aber dieses erlösende Wort, nach welchem sie so sehr schmachtete, wurde nicht gesprochen: Der heilige Timotheos war für ihre frommen Bitten taub.

Früher als sonst, nachdem das gemeinsame Mahl eingenommen war, verschwand Andreas hinter der geheimnisvollen Thür. So sehr er sich dagegen sträubte, er konnte es sich nicht länger verheimlichen, sein Weib fing an ihm gleichgültig zu werden; er begann sie zu vernachlässigen, und je mehr die holde Göttin, welche da drinnen der Marmor gebar, Leben gewann, um so mehr gab er sich dem schimmernden Zauber hin. Und sie gewann Leben unter seinen Händen!

Halb Gottheit, halb Weib, reckt sie ihre schneeigen Glieder, das Gewand ist zurückgesunken: Sie ist bereit, in das Bad herniederzusteigen. Lauschend und zögernd steht sie noch da, ein fremder Ton hat ihr Ohr getroffen, und erschrocken versucht sie mit dem einen Arm die vollen Brüste zu verdecken, während die andere Hand das Gewand zurückhalten will, das eben erst den weißen Fingern entglitten ist.

Das Götterbild war so gut wie vollendet, nur der letzten feilenden Hand bedurfte es noch. Den Tag über nahm es alle Sinne des Meisters gefangen, der den Abend kaum erwarten konnte, um hinüberzueilen in sein Haus, hastig sein Mahl einzunehmen und von neuem den gestaltenden Meißel zu führen. Mehr und mehr glätteten sich die Formen, die Glieder

wurden runder und weicher, und jeder Schlag, den er that, half das schlummernde Leben erwecken.

Am meisten vollendet war das leise zur Erde geneigte Haupt der Göttin. Er wußte es selbst nicht wie sich ihm alles in diesem Antlitz unter seinen Händen gestaltet hatte. Als er aber eines Abends herzugetreten war, da hatten ihm die Züge Melanthes aus dem Marmor entgegengelächelt — die Liebe hatte ihm den Meißel geführt, ohne daß er darum gewußt hatte. Da waren die rückwärts hochgeknoteten Locken seines Weibes, die nur unter dem schlichten Bande, das sich um das Hinterhaupt spannte, hervorquollen. Das waren die großen Märchenaugen Melanthes, die halb erstaunt und halb selbstbewußt-göttlich in die Welt zu strahlen schienen, mit den geschwungenen Brauen darüber, welche sich über der schmalen geraden Nase zu vereinigen drängten; das der leicht gewölbte Mund mit den vollen lebenswarmen Lippen, zum liebenden Kusse gewölbt. Auch das neckische Grübchen in dem runden Kinn schimmerte dort versteckt — es war alles da, alles, was er an Melanthes Schönheit bewundernd zu lieben gelernt hatte, Zug um Zug. Und doch war es nicht nur das, hier war es ja noch ganz anders! Verklärt und vergöttlicht gab es der Marmor zurück, zu reinerem, himmlischem Wesen schien alles emporgehoben und den Erdenstaub abgestreift zu haben; hier hatte die höchste Kunst den Gedanken in ganzer Reinheit und Erhabenheit ausgeführt, der einst die schöpferische Natur beseelt hatte, als Melantheaus

ihrem Schoße ans Licht gestiegen war. Und was der widerstrebende Stoff damals geweigert hatte, nämlich den Gedanken des Schöpfers in seiner ganzen vornehmen Schönheit auszuschaffen, das hatte hier die Liebe im Dienste der Kunst gebildet und den Sinnen hüllenlos vor Augen gerückt: Die Göttin und das Weib, Aphrodite und Melanthe!

Das alles hatte Andreas eines Abends mit dem ganzen seelischen Behagen, das nur der Künstler über ein wohlgelungenes Werk zu empfinden vermag, entdeckt und über dem leuchtenden Stein den lebenswarmen Leib Melanthes vergessen, über dem Urbild das Bild des eigenen Weibes. Ihm war der Gedanke zu Stein, der Stein zu Fleisch und Blut geworden. Hier hatte er ein Bild mit dem Gedankengehalt einer schwärmerisch verehrten, längst vergangenen großen Zeit, hier ein Bild der Gegenwart mit demjenigen, was er allein an ihr liebte. Vergangenheit und Gegenwart schienen hier ihren erbitterten Haß auf einander vergessen zu haben und sich liebend die Hände zu reichen; ein Ausgleich schien hier gefunden zu sein zwischen der weltfrohen Kunst der Hellenen und dem ernsten weltflüchtigen Christentum.

Andreas wußte es selbst nicht, was er alles in diesem Bild aus Stein liebte. War es der stolzen Aphrodite Schönheit, war es zumeist die stille Anmut Melanthes? Aber er liebte dieses Gebilde leidenschaftlich, und zwar nicht wie der Künstler das kühne Werk seiner Gedanken, sondern wie der glückliche Jüngling das Mädchen seiner Liebe. Er trieb

einen Kult mit diesem Bilde, und zu Zeiten vergaß er ganz, daß er selbst es geschaffen. In seiner Verzückung konnte er es in seine Arme schließen, um es zu herzen und seine heißen Lippen auf den vollen Mund des Weibes zu pressen. Und dieser Mund schien ihm nicht kalt, wie jüngst derjenige Melanthes, sondern heiß und glühend gab er ihm alle Liebe zurück, welche er bei seinem Weibe vermißte.

Und dann kamen Stunden, wo sein Herz in Andacht und Verehrung erglühte, und er beugte das Knie und betete an das Bild, das seine Hände gemacht. Dann war sie ihm die schaumgeborene Göttin, die stolze Göttin der Liebe, welche die Menschen beglückt mit ihrer Huld und sie verdirbt mit ihrem Zorn.

Und stärker und sinnverwirrender wurde der Zauber der Göttin, je weiter sich der blühende Frauenleib aus dem Stein herausschälte. Als das Bild vollendet, war Andreas ein anderer geworden. Der lebensfrohe Hellene war ein wortkarger, einsamer Mann geworden, mehr als je fühlte er sich fremd und verlassen bei den Menschen, die ihm früher alles gewesen waren. Sein Weib schien ihm kleinlich und einfältig, Alkamenes mit seinen Marienbildern und Märtyrersagen beschränkt und unkünstlerisch. Am liebsten war er allein im Aphroditetempel, hier nahm sein Wesen etwas Schwärmerisches an, sein Auge leuchtete in verklärter Glut — er hatte seine irdische Liebe begraben, um ganz der himmlischen sich hingeben zu können. Demonax hatte es einst zu Melanthe gesagt, er werde ihr die Ehe brechen.

Auf der alten Basis in der runden Mauernische stand seit gestern die vollendete Aphrodite. Leuchtend und glühend reckten sich die vollen Formen der Göttin in der Tiefe des Raumes. Eben hatte Andreas die Ampel, welche von der Decke des Gemaches herniederschwebte, entzündet, und das rosafarbene Licht flutete mit mildem, weichem Schein auf die regungslose Marmorgestalt. In der That, das Bild lebte! Die eigenartige Beleuchtung umgarnte die Sinne des Beschauers und verlieh dem kalten Stein den warmen wohligen Schein des Lebens. Dieses Licht sollte ewig leuchten und das alte Altaropfer der Hellenen ersetzen, das der feingebildete Grieche als barbarisch und nicht mehr zeitgemäß verwarf.

Zu Füßen der Statue aber lag der bethörte Meister; mit den starken Armen hatte er die Basis umklammert, und abgerissene, wirre Worte gingen aus seinem Munde. Er lag in Verzückung:

„Aphrodite! Aphrodite!

Neige zu mir Dich in Huld! Komm! Was zauderst Du, göttliche Frau, herabzusteigen von Deinem Thron und mit Deiner Liebe Deinen Knecht zu beglücken? Ha, Du kommst? Siehe, schon hebst Du den Arm! Wie stolz Du schreitest! Aphrodite! Anadyomene! Ha, jetzt setzt sie den Fuß . . . O Weib, wie mich Dein süßer Odem berauscht! Wie weich Du den Arm um den Nacken mir schlingst! Wie Feuer fließt mir das Blut! . . . Da bist Du, ich halte Dich, Aphrodite! Ich liebe Dich . . . liebe Dich . . .“

So gingen die Worte. Nieder schlug er zur Erde. Die Aphrodite hatte ihn zurückgeschleudert — der Staubgeborene konnte ihre Nähe nicht ertragen. Und die Sinne schwanden ihm.

Draußen aber vor der verschlossenen Thür stand ein anderes Weib, zitternd und fröstelnd trotz der lauen Frühsommernacht, und vernahm, wie drinnen der Mann, den sie noch immer so heiß und leidenschaftlich liebte, sich einer anderen zu eigen gegeben. Zuerst hatte sie nur gehört, wie ihm der Atem schwer und keuchend aus der Brust ging, dann hatte sie Worte vernommen, welche sie nicht verstand, aber zuletzt, da hatte er es hinausgeschrieen in die stille Nacht, und nur zu deutlich hatte sie den Namen der heidnischen Frau verstanden, wie er um ihre Gunst buhlte und sie mit wahnsinnigem Schwur seiner sündigen Liebe versicherte.

Und sie hatte wieder, wie vor ein paar Tagen unter dem zerschmetterten Nußbaum den zuckenden Schmerz empfunden und sich ans Herz gegriffen; das giftige Kraut war emporgewuchert und hatte sich ausgebreitet im ganzen Herzen.

Betäubt lehnte sie den Kopf an den Pfosten der Thür. Dann hörte sie noch, wie drinnen ein Gegenstand dumpf zu Boden fiel; das brachte sie wieder zu sich, und so schnell sie die bebenden Glieder tragen wollten, schwankte sie hinauf in ihr Gemach, preßte den heißen Kopf in die Kissen und weinte bitterlich.

* *
*

In Byzanz selbst hatte sich manches geändert. Schon Ende April war der kaiserliche Hof nach Antiochia übergesiedelt. Julian war die Stadt der „leichtgläubigen Schüler des Fischers“ von Herzen zuwider, er sehnte sich, Helios, dem Sonnengotte, wenn er am frühen Morgen auf seinen strahlenden Wagen stieg, nahe zu sein. Dort, glaubte er, sei der Boden für den prunkvollen Sonnendienst geeigneter und zahlreiche Hekatomben vergingen auf den fetten Altären Syriens.

Die Abreise Julians war so geräuschlos und heimlich bewerkstelligt worden, daß sie mehr einer Flucht zu gleichen schien. Erst als die kaiserliche Flotte auf dem Meere schwamm, erhielt die Bevölkerung Kunde von dieser Übersiedelung, welche der erwähnten Stadt eine Reihe von Nährquellen auf immer zu verschließen drohte. Die Unzufriedenen im Volk, welche die oberste Staatsgewalt in die Ferne gerückt sahen, begannen die Lage der Dinge unter sich zu bereden, einzelne Stimmen des Unwillens wurden hier und dort laut, heimlich und versteckt beflüsterte man das Geschehene und bald sprach man offenkundig darüber auf den freien Plätzen und Straßen, in Kirchen und Bädern — kurz, die große Masse des Volkes war unmerklich in Bewegung geraten.

Von Tag zu Tag wuchs die Aufregung und die christlichen Priester trugen das Ihrige dazu bei, daß die aufzüngelnden Flammen eines ihren Bestrebungen so ungemein nützlichen Hasses gegen den fernen Cäsar nicht wieder verlosch.

Auch Andreas gehörte zu den Mißvergnügten.

Der junge Kaiser, zu welchem er während dessen kurzer Studienzeit zu Athen in eine nahe persönliche Beziehung getreten war, hatte mit wahrhafter Freude eine Bekanntschaft, welche er in der sorgenfreiesten und glücklichsten Zeit seines Lebens in einer Matrosenkneipe im Piräus vor Jahren geschlossen hatte, erneuert. Er hatte versucht, den Künstler, welcher gleich ihm in schönheitstrunkener, krankhafter Sehnsucht nach der großen Vergangenheit Griechenlands sich verzehrte, an seinen Hof zu ziehen. Hin und wieder war Andreas in den Palast am Bosporus gekommen, hatte mit dem gleichgesinnten, hohen Freunde nach Herzenslust die Anhänger des jüdischen Zimmermannssohnes als Galiläer verspottet und ihm von seinen Plänen und Hoffnungen für die neue Zeit, die da kommen sollte, manches vertraut. Von seiner Aphrodite hatte er dem Kaiser einen verkleinerten Gypsabguß anfertigen müssen; Julian fand viel Gefallen an dem Bilde und hatte den Wunsch geäußert, das damals noch nicht vollendete Original selber schauen zu dürfen. Da hatte Andreas ihn gebeten, mit diesem Besuche einstweilen zu warten, bis die Arbeit an dem Kunstwerk beendet sei.

Soeben kehrte er nun von der Kaiserburg zurück.

Dort hatte er von der Abfahrt nach Antiochia gehört, die schon vor mehreren Tagen stattgehabt hatte. Das ging ihm sehr ans Herz, denn es drängte ihn, den schwärmerischen Kunstfreund das Werk seines Lebens schauen zu lassen, welches er sonst eifersüchtig vor jedem verbarg. Er hatte auf Julian gebaut wie auf keinen Zweiten. Und heute erzählten es sich die Leute auf den Gassen, daß der Kaiser im Purpurmantel vor dem Menschensohn im Bettlerkleide die Flucht ergriffen habe! Es wollte ihm nicht in den Kopf. Vielleicht war der Herrscher in Syrien beschäftigt. . . Wenn er einen bedeutenden Schachzug vorhätte, der den Augen der blöden Menge entging? Andreas glaubte bestimmt an seine Rückkehr.

Nun aber kam er niedergeschlagen den breiten Gartenweg daher. Als er in die Nähe seines Hauses kam, sah er in der starken Dämmerung eine schmächtige Gestalt eiligst unter die Säulenhalle heraustreten und hinter dem Gebüsch verschwinden. Unwillkürlich erhob er seine Stimme und rief: „Demonax!“ Der Flüchtling verdoppelte seine Eile, gleich darauf hörte er die Pforte in der Gartenmauer ins Schloß fallen, und dann umgab ihn wieder die lauschige Stille der heraufziehenden Nacht. Als er ins Haus trat, hörte er, daß Melanthe sich bereits zur Ruhe begeben habe. Das war ihm ganz recht, in dieser Stimmung hätte er sie nicht sehen können.

Er trat wieder in den Garten. Der Himmel hatte sich bezogen, nur der Venusstern stand dort leuchtend über dem nahen Häuschen der Chloe. Die

Luft war schwer und drückend, kein Blatt regte sich, und die Blumen um ihn her dufteten so berauschend. Ja die Blumen! Der starke Duft benahm ihm gewiß den Sinn, daher kamen die thörichten Gedanken. Ein furchtbarer Verdacht war in ihm aufgeflammt. Sollte dieser Priester, der sein erbittertster Gegner war, hier während seiner Abwesenheit gespäht haben? Was wollte er hier um diese Stunde? Wenn Melanthe mit ihm im Einverständnis war? Der Gedanke ließ ihn nicht wieder frei. Würde sein Weib ihn an diesen heimtückischen Presbyter verraten?

Andreas sann nach, es war lange her, seit er ihn zuletzt unter seinem Dache gesehen hatte. Bedeutete dieses neue Erscheinen des Schleichers Unheil? Sicherlich nichts Gutes! Seit der Kaiser die Stadt verlassen, regten sich die Christen wieder an allen Ecken und Enden: Offen und heimlich waren in den letzten Wochen viele, die seit einem Jahre die Opferfeuer für den Sonnengott und die anderen Götter hatten schüren helfen, wieder unter die Fahnen des Gekreuzigten getreten, und ununterbrochen warben die Priester wieder auf Straßen und Plätzen für den Gott mit der blutigen Dornenkrone.

Und jetzt, gerade jetzt erschien auch dieser boshafte Fanatiker wieder in seinem Hause? Wollte er ihn zum Entscheidungskampf reizen? Andreas wußte es, das konnte nur ein Kampf auf Leben und Tod sein. Ihn schreckte der Tod nicht, so sehr er an dem sonnigen Leben hing, aber das Bild... Wenn

es von Demonax gefunden wurde, war es unrettbar verloren. . .

Unwillkürlich hastete er im Dunkeln nach der Thür seines „Tempels“. Die Götter seien gelobt! Sie stand noch wohlgefügt und gab seinem kräftigen Drucke nicht nach. Andreas atmete auf, öffnete sie behutsam und betrat den dämmerigen Raum.

Da wurden seine Gedanken ruhiger und seine Seele stiller. Er gab sich ganz dem süßen Zauber hin, der heute in seltener Weise von dem in rosigem Schein erglühenden Bilde ausging. Die Erde versank hinter ihm, alles trat verschwimmend und in unbestimmten Farben verblassend vor diesem schönen Weib zurück. So hatte der Zauber nie gewirkt, er fühlte sich ganz in seiner Macht.

Stumm sank er auf die Knie und schloß die Augen.

Da neigte das holde Weib sich huldreich zu ihm herab; lockend öffnete sie die schneeigen Arme, und er fühlte ihren Mund auf dem seinen brennen. Und horch! Da öffnete sie den süßen Mund und flüsterte ihm schmeichelnde Worte in sein Ohr, und die Worte trafen ihn in das liebeswarme Herz.

In Schweiß gebadet stand er endlich auf, fuhr sich durch das wirre Haar und riß die schmerzenden Augen weit auf.

Hatte er denn eben nur geträumt?

Kalt und schweigend wie sonst stand auf erhabener Basis die Aphrodite, als sei sie nicht eben herab=

gestiegen zu ihm in liebevoller Umarmung. Was schaute sie ihn jetzt so fremd und hohnlächelnd an?

Die Ampel war dem Verlöschen nahe; der rosige Schein wurde durch das unruhig flackernde Licht um seine ganze Wirkung betrogen. Was war es so unruhig, dieses Licht? Wollte es ihn warnen? Warnen? Würde die neue Zeit, die da kommen sollte, auch so unruhig werden? Die neue Zeit! Wann, wann würde er anbrechen, dieser goldene Tag?

* *
*

Die Morgensonne schien still und freundlich auf die flachen Dächer und Kuppeln in der Stadt. Heute war ein Sonntag und für die Kirche ein besonders bedeutungsvoller Feiertag. Fünfzig Jahre waren heute vergangen, seit der heilige Timotheos als Märtyrer für die Wahrheit des Evangeliums gestorben war.

Obgleich es noch früh war, herrschte in der neuen Timotheoskirche schon einiges Leben. Dicht vor dem Altar in der sonnenlichtdurchflimmerten Kirche stand der neue prächtige Sarkophag von der Hand des griechischen Meisters. Eine Schar von Geistlichen umstand ihn mit ernsten, weihevollen Gesichtern. Eben hatten sie den rohen Holzkasten mit den Gebeinen des Heiligen in den glänzenden Schrein eingelassen und den Deckel mit seiner lebensgroßen Gestalt langsam daraufgleiten lassen.

Einige von ihnen waren noch damit beschäftigt, die verblichenen Gewänder und die Sandalen mit den zerrissenen Lederriemen, welche der heilige Timotheos während seines langen Aufenthaltes in der philistäischen Wüste bei Gaza getragen hatte, in die dazu bestimmte Lade hinter dem kleinen Seitenaltar zu verschließen. Ihre glanzmatten Augen erglühten in frommer Begeisterung, als sie die verschlissenen Kleider langsam und vorsichtig durch die Finger gehen ließen, welche nun erst bei dem nächsten

Jahresfeste wieder hervorgeholt werden durften. Auf dem Altartisch breitete sich die neue Decke der Melanthe mit dem Silberkreuz.

Am Kopfende des Marmorsarges aber stand noch immer Demonax. Er schien das Werk mit den Augen verschlingen zu wollen, denn er wandte keinen Blick ab von dem steifen Mann mit dem typischen Lächeln um den breiten Mund. Dieses Lächeln sollte die Seligkeit des Toten versinnbildlichen. Auf dieses Lächeln hatte die Kirche ein besonderes Gewicht gelegt, und Andreas hatte nicht umhin gekonnt, diesem Verlangen nachzukommen, obwohl es durchaus unkünstlerisch war. Auf die Dauer mußten diese ewig grinsenden Lippen abstoßend und ekelerregend wirken, denn dieses Lächeln war nicht selig, sondern blöde, um so mehr, als die Augen darüber, die dem starren, vergrämten Gesicht hätten Leben verleihen können, im Todesschlaf geschlossen waren. Die ganze Gestalt war steif und eckig, ihre scheinbare Ruhe war bei näherer Betrachtung unstät und verstört. Was dem Aphroditebild im Hause unter den Feigenbäumen Leben verlieh, trug hier den düstersten Stempel des Todes — der Künstler schien sich hier selbst und seine Kunst verleugnet zu haben.

Und Demonax war ein scharfer Beobachter. Er war überhaupt nicht dumm, und von dem Geist und Gedankengehalt der christlichen Kunst hatte er während des Jahre lang gepflegten Verkehrs mit seinem Pflegevater Alkamenes manches in sich aufgenommen.

Um den Mund des Priesters flog ein flüchtiges Lächeln und verlieh den scharf geschnittenen Zügen etwas Teuflisches. Er hatte mit klarem Kopf die in dem Werk ausgesprochene Absicht des Andreas erkannt. Der Mann, der mit so boshafter Meisterschaft diesen bleichen Blutzeugen verhöhnt hatte, war kein Christ, und Demonax trug kein Bedenken sich insgeheim über diese Entdeckung zu freuen. Denn nun war es ein gutes Werk, eine heilige Pflicht, diesen verhaßten Abtrünnigen zu verderben. Und er war bereit, dieses gute Werk, durch dessen Vollführung er sich ein Anrecht auf den Himmel erkaufte, zu vollbringen. Und wieder lächelte der fanatische, eifersüchtige Presbyter, und sein Grinsen glich genau demjenigen, welches die dünnen Lippen des Marmormannes fortdauernd umspielte. . .

Über ihm begann der dröhnend über die Dächer hin sich ergießende Klang der mit wuchtigem Eisen geschlagenen Erzscheibe die Frommen zur Versammlung zu laden. Der einsame Mann stand noch immer in Grübeln versunken. Er dachte daran, heute mußte es sich zeigen, ob der Mann, dem er in seiner Eifersucht das Weib seiner Liebe mißgönnte, zu den Erleuchteten des Herrn oder zu den Verstockten des Satanas gehörte. Er konnte sich nicht täuschen. Er erinnerte sich jetzt mit Behagen, Melanthe wollte der heutigen Einweihungsfeier der Timotheoskirche beiwohnen und zusammen mit Andreas an den Tisch des Herrn treten. Das sollte der Prüfstein seines religiösen Denkens sein. Ging er in die Falle, und zeigte es

sich, daß er ein Heide war, so hatte die Kirche allen Grund, dem Gottesleugner den ausbedungenen Lohn für den Timotheossarkophag zu verweigern. Und der Presbyter hoffte heimlich, diesen Dienst dem Bischof der Hauptstadt erweisen zu können.

Das Volk war unterdeß in hellen Scharen in die Kirche geströmt und hatte unter stillem Gebet sich in dem hinteren Schiffe niedergelassen. Demonax trat seitwärts von dem Altar auf den Ambon, er sollte die Festpredigt halten und zum Schluß den Bischof bei der Feier des Abendmahles unterstützen.

Die Gemeinde hatte das Eingangslied gesungen. Der Presbyter trat vor und erhob seine Stimme. Er sprach von der Liebe, welche die Welt erlöst habe. Er war sehr erregt. Hastig und abgerissen kamen die Worte aus seinem Munde. Seine Augen wanderten unruhig hin und her. Jetzt versagte die heisere Stimme ganz — im Hintergrunde des Raumes hatte er Melanthe entdeckt, und neben ihr — nein, seine Augen täuschten ihn nicht — neben ihr stand der Mann, den er aus ganzer Seele haßte. Selbstbewußt und kühn schaute dieser Mensch um sich, aber Demonax suchte seine Erregung zu bemeistern.

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend' Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts."

So redete der Mann bei dem Sarge des heiligen Timotheos.

In Andreas bäumte sich alles gegen diese Worte auf. In ihnen wohnte ein bestechender Zauber — das empfand er wohl — ehern und fest wie die Schläge eines Hammers sausten sie nieder, aber aus diesem Munde, von seinen Lippen! Was wußte dieser falsche Priester von Liebe? Gewiß, Lüge, Lüge war alles — o, er glaubte zu ersticken. Er bereute jetzt sehr, Melanthe nachgegeben zu haben, aber sie hatte ihn so unsäglich gequält. Jetzt wußte er, warum! Gewiß, das Weib an seiner Seite stand mit jenem Priester in Verbindung. Kamen ihr nicht täglich ähnliche Worte von den Lippen? Ein namenloses Weh durchzuckte sein Herz, aber nur einen Augenblick — dann gewann der alte Stolz die Oberhand wieder. Das entschied. Siegen wollte er oder — untergehen. Aber bescheiden, bescheiden, wie Alkamenes, wollte er sich nicht.

Und mußte er es denn nicht auch? Er wußte es jetzt, die argwöhnische Melanthe wollte ihn auf die Probe stellen. Er wollte diese Probe bestehen. Nun er einmal den ersten Schritt gethan hatte, sie zu täuschen, wollte er nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Er fühlte Demonax' glühenden Blick auf sich gerichtet, als dieser jetzt, langsam und jede Silbe scharf betonend, des Apostels warnendes Wort sprach: „Wer aber unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht!"

Andreas erbleichte.

Wie Posaunentöne schlugen diese furchtbaren Worte an sein Ohr, er fühlte, wie mit einem Male all' sein Mut, sein stolzer, hoher Mut vor diesen Donnerworten zerging wie der letzte zähe Schnee in der Frühlingssonne. Wenn dieser Christengott nun doch lebte und mächtiger wäre als alle seine Olympier? Er zitterte bei dem Gedanken . . .

Und die Frommen traten an den Tisch des Herrn.

Im Strome wurden Melanthe und Andreas, welche sich unter den letzten befanden, mit fortgerissen — dann standen sie vor dem Presbyter.

Und wieder umspielte ein flüchtiges Lächeln die verschlossenen Lippen des Priesters; sein farbloser Mund öffnete sich wie zum Fluch und seine ganze Gestalt wuchs dämonisch in die Höhe — aber nur einen Augenblick, dann schien er sich zu besinnen. Was wollte er nur? Melanthe blickte betroffen auf — der Platz an ihrer Seite war leer, Andreas verschwunden.

Ihre Gedanken begegneten sich, und Melanthe glaubte unter der furchtbaren Last dieser Entdeckung zusammenbrechen zu sollen.

Demonax aber hatte die Herrschaft über sich wiedergewonnen. Scheinbar ruhig trat er zu der blassen Frau und reichte ihr das himmliche Brot.

*   *
*

Es war am frühen Nachmittage desselben Tages.

Die Stadt Byzanz befand sich in ungewöhnlicher Erregung. In den Gassen, die sonst um die heiße Mittagszeit in langweiliger Öde gähnten, schob und drängte sich johlend und kreischend eine Menge Volks. Seit das Gerücht sich verbreitet hatte, der Kaiser sei in dem Feldzuge, welchen er gegen den Perserkönig Sapores unternommen, von einer feindlichen Lanze durchbohrt, gestorben, waren überall Unruhen offen ausgebrochen. Die Menge war wie toll, sie pfiff, sie schrie, sie raste.

In den Jubelruf der Christen, welche frohlockten, daß der Sohn des Teufels zur Hölle gefahren, mischten sich die Flüche und Verwünschungen der Heiden, daß der Galiläer nun endlich doch gesiegt habe. Bei Alkamenes' großem Standbild des guten Hirten am Marktbrunnen, wo die Scharen der Christen, Geistlichen und Laien in wildem Sturme zusammentrafen, um dann von neuem nach verschiedenen Richtungen auseinanderzugehen, staute sich das Volk, und die Aufregung und Verwirrung waren dort am größten.

Und dazu heulte und schrie das Volk, die bewegliche Masse jener dunklen Gestalten, die jedesmal plötzlich aus der Erde zu wachsen scheinen, wenn eine Feuersbrunst oder ein Aufruhr die Menschen mit Entsetzen erfüllt. Alle Bande staatlicher Zucht

und menschlicher Gesittung schienen gelöst. Vergebens suchten die wenigen zum Schutz der Hauptstadt zurückgelassenen Kohorten die Ordnung aufrecht zu erhalten oder wiederherzustellen; sie mußten sich schließlich darauf beschränken, den kaiserlichen Palast vor der entsetzlichen Menge zu schützen.

Plündernd und verwüstend brach diese in die Häuser der Heiden ein, hier und dort ging ein goldschimmernder Tempel in Flammen auf; die Altäre wurden von den Räubern besudelt und geschändet, die Stelen der Götter und das Bild des toten Kaisers überall auf den öffentlichen Plätzen zerschlagen und verhöhnt.

Die rasende Lust an der Zerstörung wuchs, als aus dem Palatium die Kunde drang, der neue Kaiser gedenke den Christen alles wieder zurückzugeben, sobald er erst aus den unwirtlichen Steppen jenseits des Euphrat und Tigris glücklich zu seinem geliebten Volke heimgekehrt sein werde. Diese Nachricht raubte dem Pöbel die letzte Besinnung. Die Menge auf dem Markte jauchzte dem Eilboten des Kaisers zu und brüllte: „Es lebe Jovian! Heil! Heil dem großen Kaiser Jovian!“

Besonders zeichnete sich eine kleine Schar von Mönchen im Eifer des Zerstörens aus; sie waren mit Äxten, Brecheisen, Knitteln und ähnlichen in der Eile zusammengerafften Waffen und Werkzeugen versehen. Ihre Spur bezeichnete Blut, und hinter sich ließen sie rauchende Trümmer und wehklagende Menschen. Diese Männer, welche sonst weltabgewandt

in der Stille ihrer Zelle den Gedanken Gottes in der heiligen Schrift nachspürten und im frommen Eifer die Peitsche der Kasteiung über den eigenen Rücken schwangen, um den sündigen Sinn zu töten, verstanden sich plötzlich gar trefflich auf die Handhabung der Axt und des Schlachtbeils, und die Hände, sonst nur zu frommem Gebet gefaltet, trieften von Blut und waren von Rauch geschwärzt. Von den bärtigen Lippen, sonst überfließend im Gesange von Himmelslust und Todessehnsucht, schallten Flüche und heiseres Gelächter, wenn zu ihren Füßen ein blühendes Leben in Todesqual wimmerte. Kannten denn diese Menschen kein Erbarmen? Jener Mann dort mußte es doch kennen! Hatte nicht derselbe, unter dessen blutrieselnder Axt eben ein altes, hilfloses Mütterchen, welches er aus der Cella des Kybeletempels herausgezerrt hatte, verendete — hatte nicht derselbe Mann heute Morgen in klingender Worte Erguß von der Liebe Gottes zu den Gläubigen geredet? Wie konnte sich dieses friedfertige Lamm in eine solche Hyäne verwandeln?

Und weiter und weiter vom Marktplatz aus zog das Verderben.

Auch die Schar Mönche, Demonax an der Spitze, stürmte weiter.

„Mir nach!“ schrie er den Gesellen zu; willenlos folgten die andern.

Zur Stadt hinaus eilten sie, die breite Landstraße hinab, dahin zwischen den blühenden Gärten, vorbei an den schimmernden Landhäusern auf den

sonnigen Terrassen. Eine wirbelnde Staubwolke zog mit ihnen und schien ihr Thun vor den Menschen verbergen zu wollen, indem sie die Rasenden mit dichtem Mantel einhüllte.

Ein wahnwitziger Gedanke trieb Demonax vorwärts. So wie jetzt war ihm kein anderer Augenblick günstig; Melanthe wußte er allein zu Hause; sie würde ihnen helfen, ein sündhaftes Geheimnis zu entschleiern, welches ihr schon so manche schlaflose Nacht verursacht hatte. So stürmten die Mönche, denen sich ein Haufe Volks anschloß, dahin.

Unterdessen hatte Melanthe in ihrem Hause, ohne daß sie es wußte, dem drohenden Schrecken, der auf der staubigen Heerstraße eilends näher zog, vorgearbeitet. Die Ereignisse in der Kirche am Morgen hatten sie aufs neue aufgeregt und das Abendmahl den erhofften Frieden ihrer Seele nicht gewonnen. Die sichere Entdeckung, daß Andreas nicht an den Nazarener glaube, ließ sie ruhelos im Hause umherwandern. Zu wiederholten Malen war sie vor die verbotene Thür getreten, zu wiederholten Malen hatte sie die Versuchung, mit Gewalt in das Innere einzudringen, niedergekämpft. Aber immer aufs neue trieb es sie dahin.

Ohne ihr ein Wort des Abschieds zu sagen, hatte Andreas sich vor einigen Stunden entfernt. Die beunruhigenden Gerüchte über den stattgehabten Thronwechsel hatten ihn trotz der glühenden Mittagssonne in die Stadt gelockt. Was er am meisten gefürchtet, hatte man ihm dort mit glücklichem Herzen

bestätigt. Um die neue Zeit, die er herbeisehnte, war es also schlecht bestellt. Mit einem Herzen voll schwerer Sorge machte er sich langsam auf den Heimweg, ohne eine Ahnung davon, welches Unheil ihm auf den Fersen folgte und sein Heiligtum bedrohte, das er nicht wieder betreten sollte.

Die zweifelnde Unruhe des jungen Weibes wuchs, seine Neugierde erwachte wieder. Nein! Melanthe wollte nicht länger zaudern — jetzt oder niemals! Wenn das Götzenbild, oder was es sonst sein mochte, das sich hinter jener Thür versteckte, zertrümmert sei, würde sie Andreas aufs neue erobern, und ihre Liebe würde die rechten Worte wissen, den Wiedergefundenen für den auf Golgatha gekreuzigten Dulder zu gewinnen. So redete sie es sich ein, und als nach einer Weile noch der Versucher zu ihr trat und mit schmeichlerischer Stimme ihr von den Vorgängen in der Stadt, von dem Sendboten des neuen Cäsar Jovian und von den Hoffnungen der Christen erzählte, da kam es mit erneuter Macht über sie und die Schwäche ihres Geschlechtes ließ sie unterliegen. Dieser gleißnerische Versucher aber war die Mutter des Demonax.

Unter den Beilschlägen der beiden Frauen zitterte die feste Tür. Scharf und sicher fiel das blitzende Eisen nieder, und mit frommen Sprüchen und Schriftworten ermutigte die wohlbeleibte Nachbarin das junge Weib, wenn es einen Augenblick den ermatteten Arm sinken ließ oder die bebende Hand auf den erregten Busen preßte. Durch einen schmalen Spalt, welchen eben die kurzatmige Alte mit dem Brech=

eisen in der weichenden Thür hervorgebracht hatte, floß rosig schimmerndes Licht in den halbfinstern Gang. Das gab auch Melanthe neuen Mut — noch ein paar wuchtige Schläge — dann flog das gesprengte Holz weit klaffend zurück, und eine Fülle von rosigem Dämmerschein schoß den Weibern in die geblendeten Augen.

Melanthe stand wie betäubt, aber nur eine kurze Weile. Dann faßte sie nach dem beinernen Kreuz an ihrem Hals und drang in den verbotenen Raum. Das junge Weib schlug die Augen auf — Melanthe stand vor der Aphrodite!

Leuchtend und schön, noch mit dem olympischen Lächeln auf den gewölbten Lippen stand die Göttin da. Schien sie erschreckt über den Einbruch der beiden fremden Frauen? Suchte sie nicht in keuschem Drange das herabgeglittene Gewand mit der Hand über den schneeigen Leib emporzuraffen?

Melanthe sah sich bestürzt nach der älteren Genossin um.

„O über den ketzerischen Heiden!“ hörte sie jetzt die fette, unangenehme Stimme sagen. „Du armes Weib! Weh, weh! Das ist ja die Aphrodite! Die gefährlichste aller Göttinnen der Heiden . . . Kind! Kind! Der verstockte Heide! — O Jesus Christus! Er hat Dir ja die Ehe gebrochen, der — Buhle der Aphrodite —“

Diese Worte brachten sie zur Besinnung. Sie schüttelte den letzten Zauber, den dieses schöne Kunstwerk selbst auf ihren verblendeten Sinn ausübte,

gewaltsam von sich ab, sie hob den Arm, in leuchtendem Schein funkelte die haarscharfe Axt — aber mein Gott! Was war das? Dieses Antlitz, dieses ...

Als Melanthe die Waffe auf den schimmernden Marmorleib richtete, hatte sie den Blick erhoben und an den Zügen der Aphrodite war ihr Auge erstaunt haften geblieben. Gelähmt und schwer war der dräuende Arm niedergesunken.

„Schlag zu! Schlag zu!" rief Chloe im frommen Eifer hinter ihr, „das Götzenbild wird uns noch alle verderben."

Aber Melanthe schlug nicht zu.

Kein Auge verwandte sie von der schimmernden Frau. Ihr kleiner Spiegel hatte ihr oft ihr eigenes Gesicht zurückgestrahlt, und jetzt war es ihr, als ob sie wieder in dem blitzenden Metall sich beschaute. Gewiß, das war keine Täuschung! Das waren ihre Züge! Und auf diese Züge war sie — eifersüchtig gewesen? Mit scharfem Gedankengang hatte Melanthe auf einmal es herausgefunden, daß der Mann, welcher die Züge seines Weibes auf den Marmor übertragen hatte, kein Verräter sein könne, daß er niemals aufgehört haben könne, sie zu lieben.

„O schau hier, schau, Chloe!" rief sie in andächtiger Bewunderung der Alten zu. „Schau dieses schöne Bild!"

„Der Gekreuzigte sei mit Dir! Die heilige Jungfrau verzeihe Dir Deine Worte!"

„Diese Frau ist schön und gut —"

„Was redest Du da? Ei, ei, fängst Du auch an, lau zu werden im Glauben und Wohlgefallen zu finden an sündigem Teufelswerk?“

„Teufelswerk? Siehst Du denn nicht, wie sie so gut und hold auf uns niederblickt? Dieser fromme Sinn in dem lieben Gesicht — dieser göttliche —“

„Und dieser üppige Leib, der die Sinne reizt — eine Kirke ist sie, sag' ich Dir! Andreas wußte es wohl — aber gieb, gieb! Die Axt! Ich will das buhlerische Weib —“

Sie hatte sich nach dem Beil gebückt, welches Melanthe vorhin entglitten war. Aber die schlanke Melanthe kam der breitbrüstigen Alten zuvor und vertrat ihr bebend den Weg.

„Zurück! Du rührst keine Hand! Wage es nicht! Ich allein entscheide über das Schicksal dieses Bildes — hörst Du — ich allein — kein anderer hat ein Recht — keiner—“

Sie brach hastig ab und lauschte gespannt.

Ging da nicht die Mauerpforte?

Eine namenlose Angst entstellte Melanthes schönes Gesicht. Beim Allmächtigen! Kehrte Andreas zurück? Ihr wurde auf einmal klar, was sie gethan hatte. Wo war jetzt die Stimme der Eifersucht, der sie so oft, ja noch vor wenigen Minuten so andächtig gelauscht hatte? O, warum schwieg sie, gerade jetzt hätte sie ihr so gern Raum gegeben in ihrem schuldbewußten Herzen!

Hastige Schritte näherten sich, gedämpfte Stimmen brachen sich unter der gewölbten Decke. Das brachte

sie wieder zu sich; sie raffte sich auf. Hier durfte der geliebte Mann sie nicht finden, sie wollte sich ihm zu Füßen werfen, sie wollte sich vor ihm demütigen und um seine Verzeihung und Liebe betteln. Ob er ihr verzeihen würde? Sie wußte es nicht, aber eine wahnsinnige Angst und eine trübe Ahnung trieb sie vorwärts. Sie stürzte in den Gang hinaus.

Vor ihren Augen tanzte alles im Kreise. Einen Haufen Männer sah sie näher hasten. „Dorthin!" hörte sie den Demonax rufen — Demonax? War er es wirklich? Der Mann, der berufen war, die Liebe zu predigen? Aber diese wilden Männer waren ja alle bewaffnet! O Gott, was bereitete sich hier vor?

Die Rotte war nahe gekommen. Demonax hatte Melanthe erkannt.

„Im Namen des lebendigen Gottes!" rief schnaufend der Presbyter. „Die Zeit ist da — es geschehen Zeichen und Wunder! Ich will mein Versprechen einlösen."

Er war auf den Lichtschein, welcher auf Melanthe und den Gang fiel, zugeschritten.

„Ei," fuhr er mit teuflischem Grinsen fort, „Du hast schon die Thür — ha! — dort, dort das Götzenbild! Seht Ihr — dort in der Ecke — o, ich wußte es zu gut — —"

Er wollte an Melanthe vorbei in das Gemach stürmen.

„Zurück! Einen Schritt noch — und . . .“

Das zitternde Weib war ihm in den Arm gefallen und in wahnwitziger Angst suchte es den Verhaßten zurückzuhalten.

Demonax lachte kurz und höhnisch auf. „Du bist wahnsinnig, Weib!“ Er suchte sie abzuschütteln mit aller Kraft, aber diese weißen Arme, nach deren Umschlingung er sich in heimlicher Lust so oft gesehnt hatte, ließen ihn nicht los und strickten sich nur um so fester um seine keuchende Brust. Es war ein wirkliches Ringen.

„Zurück“, stöhnte sie mit halberstickter Stimme. „Diesen Raum sollst Du nicht besudeln. Er ist heilig, Andreas sagte es oft . . .“

„Andreas!“ Ein schadenfrohes Lachen begleitete den kurzen Ausbruch des Priesters.

„Er wird gleich kommen; er wird Dich töten.“

„Töten? Hahaha . . . Der kommt nicht wieder — aus der Hölle ist noch keiner zurückgekehrt . . . Laß mich — oder —“

Demonax fühlte sich plötzlich frei. Wie durch ein Zauberwort hatten die Schlangenwindungen um seinen Leib nachgelassen, Melanthes Arme waren schlaff niedergesunken. Hatte er nicht gesagt aus der Hölle käme —? Was sollte das bedeuten? Er hat ihn gemordet, schrie es in ihr. Tot, tot, Andreas!

Für einen Augenblick vergaß sie alles um sich her. Die Mönche waren in das Gemach gedrungen. In stummem Schweigen umringten sie das Bild, welches in rosigem Lichte erglühte. Warum hob

keiner den Arm? Sie waren doch gekommen, um zu zerstören! Und jetzt beteten sie an? Selbst auf diese verbitterten Gemüter wirkte der Zauber der Marmorgöttin. Demonax faßte sich zuerst. Er hob die Axt, an welcher noch das warme Blut des Meisters klebte und ließ sie im Lichtschein funkeln.

„Im Namen des dreieinigen Gottes!“ Er holte mit mächtigem Schwunge aus.

Im Namen des dreieinigen Gottes! Melanthe schreckten diese Worte auf; keines Gedankens fähig, ergriff sie schnell das zu Boden geglittene Beil, und in dem Augenblicke, wo der Priester zu vernichtendem Schlage ausholte, grub sich das gezückte Eisen zischend in das Hirn des Fanatikers. Lautlos sank er zu Boden; neben ihm lag die ohnmächtige Melanthe.

Das alles war das Werk eines kurzen Augenblickes gewesen.

Die Männer, welche seit Stunden in Blut und Zerstörung gewütet, waren wie betäubt. Eine blitzende Axt, gegen das nackte Weib dort geschwungen, dann ein unterdrückter Fluch — und statt des berückenden Götzenbildes war einer der ihrigen, der Führer, hingeschlagen mit zerschmettertem Schädel. Sie begriffen nicht, wie das alles gekommen. Der Macht des Schicksals, das sich hier vollendet, konnte sich keiner verschließen. Sie waren kopflos, wie sie vorher sinnlos gewesen waren. Keiner rührte eine Hand.

Da trat Alkamenes in die Halle.

Draußen, kurz vor der kleinen Mauerpforte war er auf den erschlagenen Andreas gestoßen. „Schütze mein Weib vor Demonax —!“ hatte der sterbende Grieche ihm zugeflüstert. Da war er weiter geflüchtet in Sorge um die geliebte Schwester. Mit der Hand winkte er jetzt den Mönchen. Stumm verließen sie den blutigen Ort, zögernd freilich und unentschlossen, einer nach dem anderen, auf den toten Demonax zurückschauend. Das Aphroditebild, das zu zerstören sie herbeigestürmt waren, vergaßen sie über den Anblick des entseelten Bruders. Die beiden letzten hoben die Leiche auf und schritten durch die Cypressen und Pinien in düsterem Schweigen dem nahen Hause der Chloe zu.

Als Melanthe nach einer Weile wieder zu sich kam, fiel ihr erster Blick auf die Statue der Aphrodite Der Bruder trat zu ihr.

„Komm,“ sagte er mit sanfter Stimme, „wir wollen gehen. Hier ist kein Ort für Dein frommes Herz.“

Melanthe aber verwandte keinen Blick von dem Marmor. Sonnige Liebe und frohes Genießen sprach aus ihren bleichen Zügen.

„Wir haben sie gerettet,“ sagte sie, auf die Aphrodite deutend.

„Sie ist gerettet — aber ein anderer gab sein Leben dahin für dieses Weib.“

„Andreas!“ — Sie griff sich ans Herz, als glaubte sie, bei dem nächsten Worte, das über die Lippen des Bruders komme, müsse es zerspringen.

„Er ist jetzt selig," sagte der fromme Alkamenes.

Da stürzte das junge Weib nieder und umklammerte unter heißen Thränen die Kniee der himmlischen Frau, als wollte es sie bitten um das Leben des toten Gatten, der ihr das Leben gegeben. Alkamenes wehrte ihr nicht. Schweigend stand er von fern und wandte das Antlitz. Die beiden Frauen dort hatten mit Andreas ja alles verloren!

* * *

Anderthalb Jahrtausende sind dahin gegangen, seit sich das Grab über Andreas und Demonax geschlossen hat. Unter dem dunklen Cypressenhain bei dem mit Marmor ausgesetzten Hügel, wo die früh dahingeschiedene Frau des Alkamenes den ewigen Schlaf schläft, vereint ein gemeinsames Grab die beiden Männer.

„Im Tode versöhnen sich alle Gegensätze. Ich habe sie beide geliebt,“ hatte Alkamenes zu der widerstrebenden Melanthe gesagt. „Beide habe ich in verschiedenem Glauben erziehen lassen. Im Leben konnten sie sich nicht finden, aber der Staub ihrer Leiber soll sich vermengen — sie haben ein Recht auf einander. Sie beide haben für das, wofür sie kämpften, ihr Leben eingesetzt, beide für ein geistiges Gut. Aus dieser Gemeinschaft des Staubes wird in späterer Zeit eine solche des Geistes hervorblühen. Uns soll sie wenigstens ein Sinnbild für diese Hoffnung sein.

Die hellenische Weltanschauung und der christliche Glaube sind Gegensätze, wie sie stärker nicht erdacht werden können, aber in der Kunst sollen sich alle Gegensätze ausgleichen. Andreas hat es uns gezeigt, ein dunkler Drang riß ihn vorwärts und ließ ihn den richtigen Ausgleich finden. Aber es war nicht unsere Schuld, wenn wir ihn nicht verstanden. Es

kommt aber eine neue glücklichere Zeit, vielleicht schon bald, vielleicht erst nach Jahrtausenden, wo man über uns, die wir irrten und irren mußten, den Kopf schütteln wird, wo auch im Leben sich die großen Gegensätze Homeros und Christus versöhnt haben werden!"

Die neue Zeit! Davon hatte Andreas oft gesprochen.

„So laß uns denn das, was Andreas erstrebte, vollenden," entgegnete Melanthe. „Mögen ihre Leiber nebeneinander gebettet werden und der gemeinsame Staub im Todesschlaf sich versöhnen.

Aber laß uns das Unsrige ganz thun! Die Kirche wird Rechenschaft verlangen und die Zerstörung des Bildes, welches ihr wie ein Werk des Teufels scheint, fordern. Der Meister mußte zu Grunde gehen, sein Werk aber soll bestehen! Laß uns das Vermächtnis des Andreas hinüberretten in eine bessere Zeit, in jene neue Zeit, welche dereinst kommen wird. Spätgeborene Geschlechter werden es uns noch danken!" —

Und so ist es denn geschehen.

Das Bild der Aphrodite verblieb an seinem alten Platz. Melanthe nahm von ihm den zärtlichsten Abschied. Dann wurde die Nische zugemauert und die Göttin der Verfolgung der Christen entrückt. Das Säulenhaus wurde zum zweiten Mal, dieses Mal auf immer, verschlossen und von den Menschen verlassen, denn Melanthe zog wieder hinüber zu ihrem Bruder.

Und die Feigen und der wilde Wein nahmen wieder Besitz von ihrem alten Eigentum und umspannen mit freundlichem Grün den vergessenen Aphroditetempel. Die Zeiten gingen darüber hin, jährlich wie die Blätter der Bäume wechselten, so wechselten auch die Menschen, die an dem geheimnisvollen Bauwerk vorübergingen. Und dasselbe war vergessen, völlig vergessen, bis die neue Zeit heraufkam, die Andreas in kühnem Denken geschaut hatte, die Alkamenes und Melanthe in fröhlicher Zuversicht ahnten.

Das Säulenhaus ist längst verfallen.

Die Mauer, welche die Aphrodite in der Nische barg, sollte niedergelegt werden, um neuen Bauten Platz zu machen. Da ist die schimmernde Göttin in alter Schönheit wieder auferstanden, um niemals wieder vergessen zu werden. Die Zeit war erfüllt, die neue Zeit war da! — —

Und auch der Schreiber dieser Geschichte hat lange davorgestanden in ernstem Sinnen.

„Venus Anadyomene aus spätrömischer Zeit. Unbekannter Meister.“ So hatten sie darunter geschrieben in der „Neuen Zeit.“

Wie er aber so dastand und sich ganz in andächtigem Schauen verlor, da gewann der Marmorleib wieder Leben vor seinen Blicken, und ihm war es, als ob das königliche Weib sich zu ihm herniederbeugte und ihm eine seltsame Mär' aus alter Zeit erzählte, eine Mär' von den Stürmen zweier Menschen-

herzen, welche es vor vielen, vielen Jahren im Irrwahn trennte, um sie dereinst um so fester wieder zu vereinen. Andächtig lauschte der spätgeborene Mann und zeichnete alles getreulich auf von dem unbekannten Meister und seiner „Venus aus spätrömischer Zeit.“

Meereswogen.

*

Eine Helgoländer Novelle.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut —
(Heine.)

Der Abend kommt herauf. Langsam gleitet das Sonnenrad im wolkenlosen Westen nieder und vergoldet mit seinen Strahlen die braunroten Klippen von Helgoland.

Es ist ein heißer Tag gewesen, und nun, da es dunkel werden will, scheint alles von des Tages Glut sich erholen zu wollen. Ringsum ist es still, — selbst das Meer, das bei dem leisesten Windfluge sich zu kräuseln pflegt, liegt stumm, voll unendlicher Majestät. Ob es Reue empfindet, Reue über den Untergang der vielen bleichen Menschenkinder, die es hinabgezogen hat in grundlose Tiefen, wenn seine Wellen mit den Sturmwinden um die Wette dahinbrausten in unsinniger Lust? Trauert es, weil es so still ist?

Aber diese behagliche und beschauliche Ruhe der Nordsee, welche in dem purpurnen Abendsonnenschein wie ein bunter Teppich ausgerollt daliegt, steht in

einem grellen Gegensatz zu der atemlosen Aufregung, welche die Gemüter in Europa noch immer in Spannung hält.

Der gewaltige Napoleon steht auf der Höhe seines Ruhmes. Auf allen Landen liegt schwer und drückend sein Arm. Englands trotzige Flotte allein schifft noch mit unbesiegten Fahnen. Aber schon sind zur Vernichtung seines Handels und seines Wohlstandes kaiserliche Sperrgesetze ausgeschrieben und diese Kontinentalsperre ist von Tag zu Tag strenger und drückender geworden.

Von Helgoland aus wird freilich trotz zahlreicher Zollwächter, welche die Häfen und Küsten des Festlandes umlauern, ein ergiebiger Schleichhandel mit englischen Waren, besonders nach Hamburg, betrieben. Aber sonst haben die Kriegswirren in dem engumschlossenen Leben der Bevölkerung der kleinen Insel sich kaum bemerkbar gemacht. Sie haben, wie die Großväter vor ihnen, in allen Jahren ihre Fische gefangen und Seehunde gehäutet. Still ist das Leben hier seinen Gang weitergegangen.

Bei dem Geländer des Oberlandes, das den Wanderer vor den zahlreichen Klippen und Felsschluchten schützt, steht an der äußersten Nordspitze der Insel eine Anzahl Männer, untersetzte, gedrungene Gestalten mit gebräunten und verwetterten Gesichtern, aus denen unter der niedrigen Stirn und den weit überhängenden Augenbrauen, die sich über der verhältnismäßig großen Nase fast vereinigen, graublaue, nicht eben große Augen hervorleuchten. Der dem

Helgoländer eigentümliche halblange, nach vorn gekämmte Backenbart verleiht ihnen etwas Gutmütiges, Biederes, und die bis über die Knieknöchel heraufreichenden, weitbauschigen Wasserstiefel, sowie die luftige, blaugestreifte Bluse lassen uns in ihnen Schiffer, wie das einsame Felsennest sie sich erzieht, erkennen.

Sie scheinen für die Reize des zu ihren Füßen ersterbenden Tages längst unempfindlich zu sein, denn sie kehren der See mit all' ihrer Pracht den Rücken zu und sehen abwechselnd, mit den Ellenbogen auf das niedrige Stacket gestemmt, fröhlich schmunzelnd den blauen Wölkchen und Ringen nach, die aus ihren kurzen Pfeifen kerzengrade in den stillen Abend hinauswirbeln. Hin und wieder kommen sie ins Gespräch, das sich aber nur um alltägliche Dinge zu drehen scheint. Zuweilen verstummt es ganz und nichts stört dann die friedvolle Stille des aufdämmernden Abends.

Abseits, wenige Schritte von ihnen entfernt, dort, wo die Schutzwehr plötzlich die Biegung seitwärts macht, steht ein anderer. Die großen Wasserstulpen und das weitbauschige Oberkleid kennzeichnen auch ihn als Fischer, aber sie nehmen sich seltsam aus zu dem feinen Körperbau. Schmalschultrig, lang aufgeschossen steht er da und neigt sich weit hinaus über die schützende Brüstung. Wie seine Genossen kein Auge auf das wundersame Naturschauspiel haben, so hat er augenscheinlich ihre Gegenwart ganz vergessen, vertieft, in sich versunken. Er scheint zu träumen.

Soeben tönt ein helles Gelächter aus jener Gruppe zu ihm herüber, das vielleicht ein rauher Witz erregen mochte.

Der stille junge Mann zuckt zusammen.

Er ist aus seinen Träumen aufgeschreckt. Voll Unwillen wendet er das Haupt, das bleiche Haupt mit den feingeschnittenen Zügen, das zwei dunkle Augen seltsam beleben. Er trägt das schwarzbraune Haar gescheitelt, nur um die hohe Stirn kräuselt sich die volle Locke, welche die lästige Fessel abstreifte.

In den schwarzen Augensternen flammt es auf, und eine leichte Röte ist über die blassen Wangen gefahren. Er ist hübsch, denn was die Natur an seiner Gestalt, die übrigens auch noch in der Entwicklung begriffen ist, gesündigt hat, scheint sie an dem edelgeformten Antlitz wieder gut machen zu wollen.

Des stillen Jünglings an der Meermauer achtet keiner. Langsam hat er sich abgewandt und schaut längst wieder hinaus auf die See, in die soeben das Licht versinkt. Nur die purpurumränderten Wolken, die, feurigen Blitzen gleich, dort aufschießen, kennzeichnen die Stelle, wo die Himmlische das allmählich ergrauende Meer aufnahm.

Zu der Gruppe der plaudernden Männer ist soeben ein anderer getreten, der sich in freudiger Hast an einen anscheinend bereits recht bejahrten Seemann herandrängt. Sie wechseln den Abendgruß und der Ankömmling raunt ihm in stürmischer Freude zu: „Denk', Äuckens —!"

„Nun?"

„Die schwarze Fremde, die im vorigen Jahre aus Hamburg —“

„Was ist? Sie ist angekommen, wieder hier?“

„Wieder hier! So ist's!“

„Verfl . . .“ Der Alte unterdrückt einen Fluch.

„Denk,'“ fährt der Nachbar Niels erzählend fort, „heute Nachmittag habe ich ihr ein Stübchen auf eine Zeit von sechs Wochen verdungen. Was runzelst Du die Stirn? Hattest Du etwa auf Deine Zimmer —?“

„O, nicht doch, nicht doch! Wie sollt' ich“, begütigt der Weißbart. „Ich gönn's Dir und Deinem braven Weib von Herzen.“

„Nun, und doch kraust Du die Stirn? Du zitterst, Du bist bleich geworden!“

„Nicht doch, Schwager, ein alter Mann, wie ich, der bereits mit einem Fuß im Grabe steht . . . O, nicht doch! Schau, schau, wie ich mich da in Eifer geredet! — Siehst Du, Du hast es auf dem Herzen, wenn mein Türkenkopf ausgegangen ist,“ fügt er anscheinend scherzend hinzu. Aber er schickt sich nicht an, die schmucklose Pfeife wieder in Brand zu setzen.

„Nun, nichts für ungut, Ӓuckens! Gieb Acht! Auch Du wirst durch meinen Gast nicht zu Schaden kommen. Weißt Du es denn nicht mehr, wie im Vorjahre Dein Helmy sie immer hinausfahren mußte auf die See, wie sie —?“

„Laß das!“ fällt ihm der Alte barsch ins Wort, „die paar Pfennige —“

„O, sie ist reich!“

„Um so schlimmer,“ grollt der andere.

„Nein! Das muß man gelten lassen! Und sie giebt gern … Doch, Du verzeihst! Meine Frau wartet. Ich wollte Dir nur das fröhliche —“

„Dank, Dank!“ wehrt der Alte den Eiligen ab mit seltsamem Ausdruck in Stimme und Antlitz.

Der andere geht.

Der Alte verfällt gesenkten Hauptes in dumpfes Nachbrüten, während die gewaltige Brust sich in schnellen Zügen hebt und senkt.

Von keinem der beiden Sprecher bemerkt, ist längst der stille blasse Jüngling hinzugetreten. Er hat jedes Wort begierig aufgefangen, und nun steht er da mit fliegendem Atem und lauschend nach vorn geneigtem Haupte, noch, als der Meister Niels schon lange in der Dämmerung verschwunden ist. Sein Auge leuchtet seltsam und in seinem Gesicht flammt der purpurne Widerschein innerer Erregung. Er ist noch viel schöner als vorhin.

Welch' eine verschiedenartige Wirkung haben die Worte des Nachbarn hervorgerufen, die schlichten Worte, mit denen dieser seiner Freude Ausdruck verlieh über den kleinen Verdienst, den die Anwesenheit der Fremden ihm in Aussicht stellt! Dort das weiße Alter, im tiefsten Innern gewaltig aufgewühlt, stumm, finster niederstarrend; hier die feurige Jugend, gleichfalls aufs tiefste bewegt, gleichfalls stumm, aber selig und sonnigen Blickes.

Es ist inzwischen dunkler geworden, und die Gruppen der plaudernden Schiffer und Fischer haben

sich aufgelöst und alle sind gegangen; die beiden sind allein, aber keiner weiß von dem andern.

Dem Alten fällt die erloschene Pfeife aus der heftig zitternden Hand.

Er hat es nicht bemerkt, aber der Jüngling ist eilends herzugesprungen und hat sich zu ihr hinabgebeugt.

„Vater!“

Der also Angeredete zuckt bei dem Worte seltsam zusammen. Er fährt auf. Verwirrt blickt er umher.

„Was schaffst Du hier?“ herrscht er ihn an, augenscheinlich peinlich durch die unvermutete Anrede berührt.

Verwundert blickt der junge Mann ihn an. Er ist betroffen über den rauhen Ernst des Alten.

„Verzeih’,“ bittet er, „ich habe Dich gestört, Vater. Schau, Deine Pfeife . . . sie fiel zur Erde . . .“

„Gieb!“ und indem er gedankenlos nach der dargebotenen greift, fügt er sich aufraffend, hinzu: „Komm jetzt! Es dunkelt bereits stark, wir wollen noch die Reusen für morgen zurechtlegen.“

*   *
*

Es ist ein stiller, lauschiger Sommertag, ein Sonntag. Aus einem der kleinen Häuser jener Straße des Oberlandes, die sie den Falm nennen, tritt ein junges Mädchen. Es ist einfach im Vergleich zu den übrigen Badegästen gekleidet, einfach, aber nicht ohne Anmut und Geschmack. Unter dem breiten Strandhut drängen sich die vollen braunen Flechten üppig hervor, die nur mit Mühe die Seitenbänder, welche den Knoten umschlingen, zu bändigen scheinen. Um die vollen Schultern schmiegt sich ein helleres Spitzentuch, das sich ausdrucksvoll in Farbe und Muster von dem schwarzdunklen Untergrunde ihres Gewandes abhebt und am Busen von einer knospenden Theerose in leichtgerafften Falten zusammengeschürzt wird.

Feierlich tönt die Glocke des kleinen turmlosen Kirchleins zu dem dahinschreitenden Mädchen herüber und ruft auf dem rosigen Antlitz jene ernste Andacht hervor, die so gut zu dem sammetbeschlagenen Gesangbuch steht, das es bescheiden in seiner Hand trägt. Ein stiller Zauber liegt über der Erscheinung.

Das kleine Gotteshaus ist bereits zum größten Teil gefüllt, als die Fremde durch die niedrige schmucklose Thür eintritt. Auf den vordersten Kirchenstühlen ist der frömmere Teil einer kleinen erlesenen Badegesellschaft versammelt, denn im Sommer überläßt der gottesfürchtige Insulaner den Fremden sein kleines

Gotteshaus, um dann allerdings zu dieser Zeit daheim umsomehr das Wort des Herrn zu lesen und im Winter das im Sommer Versäumte durch häufigen Kirchgang nachzuholen.

Die Jungfrau hat auf einem Stuhle unter der kleinen Orgel, den ihr ein alter Helgoländer bereitwilligst eingeräumt hat, Platz gefunden. Ihre natürliche Bescheidenheit und ihr tiefreligiöser Sinn verbieten ihr, sich einen anderen Sitz zu wählen, deren in der Nähe des Altars immerhin noch einige wenige frei sind. Hier hinten hocken auch einige Einheimische, die sich aber bescheiden auf den letzten Bänken halten.

Während nach einem stillen Gebete das junge Mädchen eben das vom Winde verworrene Haar ordnet, hat sich bei der plötzlichen Bewegung ihres schlanken Körpers die Rose aus dem Busentuch losgenestelt und ist zu Boden gefallen.

Verwirrt will sie die Blume aufheben, damit nicht der achtlose Fuß eines Vorübergehenden sie zertrete, aber noch hat sie sich nicht niedergebeugt, als schon ein junger Mann, den sie bisher nicht bemerkt hatte, ihr mit einer artigen, wenn auch etwas linkischen Verbeugung und mit einem schüchternen „Verzeiht!“ die entfallene Blüte zurückreicht.

Es ist Helmy.

Schon seit der Zeit, da die Jungfrau in das Kirchlein eingetreten, ist er dort gestanden, und eine mißliche Sache ist es zu entscheiden, ob ihn mehr die sonntägliche Andacht hierher trieb, oder ob ihn andere Gefühle führten.

Schüchtern, aber nicht ohne freudige Überraschung blickt die junge Beterin auf. Eine leichte Röte überflutet wieder das freundliche Antlitz, als sie jetzt für einen Augenblick dem jungen Schiffer, der so bescheiden dasteht, in das offene Auge schaut und mit leichtem anmutigem Kopfnicken die dargebotene Rose seiner Hand entnimmt. Aber es ist ein anderes Rot, wie vorhin das jener kirchlichen Andacht, feuriger, glutvoller.

Sie glaubt den kleinen Zwischenfall bald vergessen zu haben, aber als dann die Orgel einsetzt und die tiefen Akkorde den engen Raum durchbrausen und die Versammlung das schöne Gerhard'sche Lied: „Befiehl du deine Wege“ anstimmt, da zittert doch die sonst so glockenreine Stimme bedenklich und ihre Gedanken sind nicht bei den Worten des Dichters.

Ihre Ruhe ist hin, und durch den Choralgesang hört sie immer wieder eine freundliche, gewinnend weiche Stimme. Die Buchstaben tanzen ihr vor den Augen, so daß sie endlich das Buch schließen und das Singen des ihr sonst so lieben Kirchenliedes einstellen muß.

Aber auch so sieht die Fremde zwei dunkle Augen, die sie groß und seltsam vertraut anblicken. Sie will diese Augen nicht sehen, sie weiß es, sie darf sie nicht sehen, nicht hier und nirgendwo, aber sie weiß auch, daß ihr dieser Blick ins Herz gefahren. Und er ist so rein, so leuchtend, so schön!

Scheu, bestürzt blickt sie jetzt — einem inneren Drange folgend — zur Seite, und wieder begegnet

sie dem seelenvollen Blicke, denn dort, an die Säule leicht gelehnt, steht der freundliche Mann selbst.

Sie erschrickt heftig über ihre Unaufmerksamkeit. Die Worte des Geistlichen, an dessen redekundiger Lippe sie sonst mit seligem Entzücken und stiller Verehrung gehangen, wollen heute keinen Eindruck auf sie machen. Sie hört, wie sie wohlklingend und zutraulich wie immer an ihr Ohr schlagen, aber ihr Herz ist nicht dabei, und am Ende der Predigt weiß sie nur nach langem Nachdenken den Text des Gehörten wiederzufinden.

Die Gemeinde hat den Schlußgesang gesungen und strömt jetzt in bunter Schar aus dem Gotteshause hinaus. Mit der Menge schreitet die Fremde ins Unterland, nicht weiß sie wohin; von einem ihr unbekannten Gefühl läßt sie sich leiten. Heiß brennt ihr Stirn und Wange, und freudig grüßt sie die feuchte Brise, die ihr jetzt das Gesicht erfrischt. Vor ihr rauscht die unendliche See und scheint mit ihr spielen zu wollen, wenn sie bald mit plätschernd-murmelndem Wellenschlag auf sie einstürmt und ebenso schnell wieder in sich selbst sich zurückzieht. Nicht achtet sie's, daß der Gischt zuweilen ihr Gewand näßt und mit losgespülten Algen und Tang das einfache Kleid schmücken zu wollen scheint.

Sinnend bleibt sie stehen. Dicht vor ihr sitzt auf dem Rande einer umgestürzten Barke der Jüngling mit dem dunklen, tiefen Blick, anscheinend beschäftigt mit dem Trocknen und Ausbessern von feinmaschigen Fischernetzen.

Erst jetzt, wo sie dicht vor ihm steht, wird sie seiner ansichtig. Sie bebt augenscheinlich zusammen. Wieder die Glut dieser Augen! — Er ist aufgesprungen und lüftet artig grüßend die Mütze.

„Wünscht das gnädige Fräulein ein wenig hinauszufahren auf das Meer? Der Morgen ist schön!“

„Nein, nein! Ich danke heute“, wehrt sie verwirrt ab und schreitet dann schnell vorüber.

Der junge Schiffer schaut ihr nach, lange, lange. Wie sie dahinschreitet in dem schlichten Kleid, so voll anmutiger Bescheidenheit und doch so hoheitsvoll und bestimmt!

Sie ist längst seinen Blicken entschwunden. Er hält das Auge noch immer in die Ferne gerichtet, wo er noch ihre hohe Gestalt am Horizonte sich abheben zu sehen glaubt, wie das sein sinnendes Antlitz verrät, über das bisweilen ein träumerisches Lächeln schwermütig hinfährt. Dann leuchten die dunklen Augen in sprühendem Lichte auf, die thätige Hand, der das Netz längst entfallen, sinkt lässig herab.

Schon eine geraume Zeit hat er so dagesessen, als eine schwere Hand sich auf seine Schulter legt.

„Helmy!“

Ärgerlich blickt er auf und sieht dem ernsten, fast finster dreinschauenden alten Äuckens in das weißbärtig umrahmte Antlitz. Schnell rafft er die Reusen zu Hauf und richtet sich empor.

„Vater?“

Er ist noch mächtig erregt, und seine sonst so

kindlich weiche Stimme läßt die gegenwärtige, über die plötzliche Störung unmutige Gemütsstimmung durchzittern.

„Helmy“, wiederholt der Alte, „ich muß Dich schelten. Hier bist Du wieder am Strand und feierst so früh schon am Morgen? — Du bist betroffen! Was ist Dir?“ —

„Vater!“

„Sei offen, Helmy, offen gegen Deinen alten Vater! Du schleichst am liebsten jetzt unthätig einher; am Strande, wo Du sonst nur, wenn Dein Beruf Dich dahin rief, zu finden warst, sehe ich Dich oft still und träumerisch nachsinnend sitzen. Du bist verändert. Deine sonst so thätige Hand erschlafft.“

„Vater, wie hart Du bist . . . Du schiltst mich so selten, und jetzt —“

„Wohl, mein Sohn, so sei offen gegen mich! Sieh mir ins Auge und rede frei! An wen dachtest Du soeben, als ich Dich überraschte?“

„Ich verstehe Dich nicht, Vater! . . . Du mißtraust mir —“

„Du verstehst mich, aber schweife nicht ab! Deine Gedanken waren bei der schwarzen Fremden! — Still, still! Sie muß hier soeben an Dir vorübergeschritten sein. Sag' ja, mein Sohn! Gottlob! Du kannst nicht lügen!“

„Nun wohl. Ich dachte an sie“, erwidert der erregte Jüngling.

„Du kennst sie näher?“ forscht Äuckens weiter.

„Ich fuhr sie im verflossenen Jahre einige Male zur Düne hinüber. Gestern durfte ich sie um die Insel rudern —“

„Durftest Du? Hahaha ... Durftest Du? Mein Sohn! Das ist nicht die Sprache, in der man sonst von Badegästen zu reden pflegt“, braust der Alte auf. „Thörichter Knabe, Du liebst.“

Helmy schweigt, aber das dunkle Auge bekennt leuchtenden Blickes, was der bebende Mund verhehlt.

„Unglückseliger!“ ruft der alte Mann erregt aus, „so hat meine Ahnung mich nicht getäuscht! — Dem bunten Falter gleichst Du, der um das Licht gaukelt, bis es ihn verzehrt! Laß ab, vergrabe diese Liebe im Herzen, tief, tief! Sei ein Mann, Helmy! Ein Helgoländer Schiffer und ein Hamburger Stadtkind — wie paßt denn das zusammen?! Hänge nicht Träumen nach, welche sich nie verwirklichen können.“

Er ist kurz abgebrochen, während seine mächtige Brust sich stürmisch hebt und senkt. Dann geht er heim. Allerlei dumme Gedanken kommen ihm auf dem Wege. Er erinnert sich einer dunklen Ahnung, die bei dem vorjährigen Besuch der Fremden vorübergehend in ihm aufgestiegen war. Eine furchtbare Angst legt sich ihm beklemmend ums Herz. Wenn diese aufdringliche Ahnung sich bestätigen wird? Dann sind sie ja auf dem besten Wege alle unglücklich zu werden!

Er beschließt auf der Hut zu sein, Helmy zu beobachten und in der Stille Nachforschungen anzubahnen.

Zum ersten Male im Leben sind Vater und Sohn

von einander geschieden mit dem Bewußtsein, sich nicht verstanden zu haben; zum erstenmale hat der an und für sich schüchterne Jüngling gewagt, ein eigenes Wollen demjenigen des Vaters entgegenzusetzen. Und wenn er auch im ersten Augenblick über die gebieterische Entschiedenheit des trotzigen Alten betroffen gewesen ist, wenn er auch im ersten Augenblick ein unbestimmtes Gefühl von kindlich pflichtschuldigem Gehorsam gegen den Mann empfunden hat, den er von frühauf als seinen Vater achten und lieben gelernt und der nun so bestimmt und eindringlich warnend zu ihm gesprochen hat, — im nächsten Augenblick erbleichen alle diese Regungen gegen das siegreiche Licht einer andern noch niemals so tief empfundenen. Jetzt, da er ihr Vorhandensein einem andern ausgesprochen und frei und offen bekannt hat, jetzt durchflutet es mächtig — durch die Worte des Alten zu voller Flamme entfacht — sein Herz, sein Wesen, sein ganzes Sein. Er fühlt, daß dieser Augenblick ein entscheidender für sein künftiges Leben sein wird, aber er ist auch entschlossen, dieses Gefühl, das stärker und lebendiger als das des kindlichen Gehorsams ist, zu verteidigen gegen alle Stürme, die heraufziehen würden, es zu vernichten.

Er trägt eine hohe Liebe im Herzen, und jubelnd empfindet er es tief, tief da drinnen. Es ist eine weihevolle Stimmung. Rings ist's so still, . . . vor ihm spielen die Wellen mit süßem Geplauder, in der Ferne trägt das Meer ein Schiff mit vollen Segeln hinaus, so hoffnungsvoll zieht es dahin! Wird es sein Ziel, sein fernes Ziel erreichen?

Bald sitzt er wieder träumend da, und seine Gedanken ziehen hinaus mit dem weißschimmernden Segler um die Wette, um endlich zu jenem Augenblick zurückzukehren, da die Fremde zum erstenmale sein Leben gekreuzt, und selig läßt er die schönste Erinnerung an seiner Seele noch einmal vorüberziehen.

* * *

Helmy Äuckens war auf der Insel geboren und hatte dieselbe auf längere Zeit auch noch nie verlassen. Seine Mutter hatte er nie kennen gelernt, denn, wie der Alte ihm später erzählte, mußte sie ihr Leben lassen, als sie ihm das seinige geschenkt hatte. Auch geschwisterliche Gespielen hatte er nicht, so daß der alte Äuckens wohl bisweilen im Scherze zu sagen pflegte, er sei sein ältester und jüngster Sproß.

Hatte er nun aber auch die selbstlose Treue einer liebenden Mutter und die zärtlicher Geschwister niemals kennen lernen und ihre Liebe mit Liebe vergelten können, so hing er mit um so größerer an dem guten Alten, der ihm von Kindesbeinen an ein aufopfernder Vater gewesen. Und je älter er wurde, um so mehr wußte er diese Liebe, diese hingebende Treue desselben zu schätzen und zu verehren. Er war ein guter Sohn, der in dem treuherzig blickenden Auge Äuckens' die geringfügigsten Wünsche zu lesen, und, soweit es in seinen schwachen Kräften stand, zu erfüllen wußte.

Im Übrigen war er von jeher ein eigengeartetes Kind gewesen, das man, wie auch der alte Äuckens bald erkannte, nicht mit dem Maßstabe gewöhnlicher Beanlagung messen durfte. Neben anderen Vorzügen aber, die sich bald verrieten, war es besonders ein nicht alltäglicher Natursinn und ein sich immer mehr entwickelnder Hang zur Einsamkeit, die ihn vor den übrigen Kindern des helgoländischen Schiffer-

volkes auszeichneten und weit über dieselben erhoben. Von klein auf hatte er sich eigene Wege gesucht und war seinen eigenen Freuden, wie er sie in der Natur fand, nachgegangen. Es war natürlich, daß dieser Hang zur Einsamkeit ihn mehr und mehr den Gespielen und Altersgenossen, wie der Stand und das Gewerbe seines Vaters sie ihm bestimmten, entfremdet hatte. Teilnahmslos sah er oft von ferne ihren Spielen zu. Er verstand sie nicht, er empfand nicht wie sie, und jene hinwiederum verstanden ihn nicht und nannten ihn einen trotzigen, hochfahrenden Gesellen.

Es sollte noch schlimmer kommen. Als er älter wurde und er dann mit den übrigen Kindern die gemeinsame Schule besuchen mußte, da that er sich bald vor allen hervor, so daß es nicht fehlen konnte, daß sie neidisch zu ihm, der sich ja noch immer abgesondert hielt, hinaufsahen und ihm keine freundschaftlichen Gefühle entgegenbrachten.

Zog ihn doch immer der gestrenge Herr Kantor den andern vor, und mußten sie doch so oft von jenem hören: „Das hast Du gut gemacht, Helmy! Nehmt Euch ein Beispiel daran, Ihr andern!“ — Und dann — sie wußten es recht wohl — war der Schulmeister eines Tages zum Pastoren in die Pfarre gegangen und hatte ihn auf die seltenen Fähigkeiten des jungen Äuckens mit warmen Worten aufmerksam gemacht, woraufhin denn anderen Tages der Herr Pfarrer selbst in die Schule gekommen war und dem Unterrichte beigewohnt hatte. Das offene,

über seine Jahre hinaus verständige Wesen des Kleinen und seine treffenden, frischen Antworten hatten denn auch den geistlichen Herrn ganz für ihn eingenommen und, als der Unterricht beendet war, hatte er ihm die Wange gestreichelt und freundlich zu ihm gesagt: „Du mußt einmal etwas Tüchtiges lernen, mein Kleiner. Ich werde mit Deinem Vater sprechen.“

Darauf hatte dann der wohlmeinende Mann noch am selben Tage den alten Schiffer aufgesucht und ihn auf die treffliche Beanlagung seines Lieblings hingewiesen und sich schließlich erboten, von jetzt an den Unterricht des Kleinen selbst zu leiten, um ihn später dann wohlvorbereitet auf ein Gynasium — vielleicht auf dasjenige zu Stade — zu schicken, damit er später einmal sein Nachfolger im Pfarrhause zu Helgoland werden könne. „Denn er hat das Zeug dazu“, fügte der freundliche Herr vertraulich hinzu.

So sehr nun auch der ehrwürdige Gottesmann jedem einzelnen Gliede seiner Gemeinde ans Herz gewachsen war und so sehr diese ihn als den Inbegriff alles Sittlich-Hohen und fast als die verpersönlichte Weisheit verehrten, so hatte er doch zu seinem Schmerze erfahren müssen, daß er trotz wiederholter Bemühungen, dem verschlossenen Fischer näher zu kommen, keine rechte Macht über sein Herz besäße. Freilich hatte der Pastor in ihm längst den gebildeten Mann erkannt und hatte sogar in einer schweren Stunde, als eine tote, bleiche Frau hinter

den verhangenen Fenstern des Fischerhäuschens lag, manches von der ängstlich geheim gehaltenen Vergangenheit des Alten erforscht. Nun war er aber heute wieder auf einen unvermuteten, aber erklärlichen Widerstand bei Äuckens gestoßen, der sich längst an den Gedanken, Helmy werde das stille Eiland dauernd niemals verlassen, gewöhnt und in seiner schlichten Art mit ihm auf das innigste befreundet hatte. Er erblickte in ihm seinen natürlichen Nachfolger. Das habe ja aber auch noch gute Weile, hatte Äuckens am Ende gemeint. Nach langem Zögern schließlich, und zwar auf die beredte Fürsprache des verehrten Herrn Pastors hin, hatte der biedere Alte denn insoweit nachgegeben, daß man sich dahin einigen konnte, Helmy solle nächste Ostern die allgemeine Schule verlassen und von da ab den umfassenderen Unterricht des Geistlichen genießen.

Und so war es denn auch gekommen. Helmy kam Tag für Tag in den stillen Pfarrhof, wo der gute Herr selbst ihn nach den ihm teuren alten Büchern, die er noch von seiner Gymnasialzeit in Stade besaß, unterrichtete. Eine Zeit emsigsten Fleißes folgte.

Der Geist der neuen Welt, die der gelehrte Mann vor den Augen des Knaben erstehen ließ, hatte etwas so Berauschendes und ungestüm Packendes für das empfängliche Gemüt des aufmerksamen Schülers, daß er sich bald gänzlich darin vertiefte und verlor. Und noch mehr zog er sich jetzt von seinen früheren Mitschülern zurück, die ihn längst nicht mehr als den ihrigen betrachteten.

Er machte erstaunliche Fortschritte. Vieles, ja das meiste, was so mancher sich mit heißem Bemühen aneignen muß, machte er sich spielend zu eigen. Die alte Welt, die er in den ihm von Tag zu Tag vertrauter werdenden Büchern und Schriftstücken fand, war keine tote und verschollene für ihn, — er stand selbst mitten in ihr und fühlte die Freuden und Leiden derselben mit. Mit den ruhmreichen Eroberungszügen eines Julius Cäsar, in die der kundige Lehrer ihn bald einführen konnte, beschäftigte sich seine rege Einbildungskraft nicht nur in jenen Morgenstunden, wenn er die daheim vorbereiteten Abschnitte des klassischen Textes dem wissensreichen Manne mit der hohen Denkerstirn übersetzen mußte, sondern er verkehrte mit den Helden Roms den ganzen Tag über; ja, er begab sich mit den Gedanken an sie — oftmals spät in der Nacht — zur Ruhe, und am frühen Morgen standen sie mit ihm wieder auf.

Besonders aber waren es die Leiden und Schmerzen der getreuen Penelope, die auf das junge, empfängliche Herz einen tieferen Eindruck machten, und die Irrfahrten und Schicksale des unglücklichen Odysseus bewegten das Gemüt des Jünglings aufs Nachhaltigste. Lebte doch auch er auf einer kleinen, rings vom Meere umbrandeten Insel; wußte doch auch er — wenn ihn, wie es wohl bisweilen geschah, der Vater mit zur Düne hinübernahm, damit er dereinst das Ruder zu führen und das Segel zu spannen verstünde — wie schwer dieselbe oftmals auf schwankem Boote zu erreichen war, wenn die rollenden Wogen sich an

den Klippen brachen und brausend und brandend daran vorüberfuhren. Soweit verlor er sich in jene Welt des Homer, daß er sich bisweilen ein Odysseus dünkte, wenn er der Heimatsinsel zustrebte und ihn die neidischen Wogen, die scheinbar an dem braunlockigen Knaben Wohlgefallen fanden und ihn möglichst lange zu behalten begehrten, immer und immer wieder, natürlich infolge der unkundigen Leitung, an dem Landeplatze vorbeiführten. Saß er mit seinem Homer auf der weißsandigen Düne, so wünschte auch er in kindlicher Einfalt und schwärmerischer Begeisterung den Rauch seines Heimatshauses in der Ferne aufwirbeln zu sehen, und wenn es auch keine Kalypso war, die ihn hier, wie einst den „frommen Dulder Odysseus", an fernem Strande festhielt, so lag doch auch er in einen starken Zauber verstrickt, dem er sich erst entriß, wenn die schwarzfittige Nacht auf den Wassern lagerte: der Poesie.

Fast fünf Jahre waren so in eifrigem Lehren und begierigem Lernen vergangen. Der würdige Pfarrherr bestürmte noch immer den alten Äuckens, den strebsamen Sohn, mit seinen Empfehlungen an einen bewährten Studienfreund im Hannöverschen ausgerüstet, auf ein Gymnasium zu entsenden, und fast schien es, als ob der Alte von seinen eigenen Lieblingsplänen abstehen und auf jene des teilnehmenden Lehrers eingehen wolle. Da trat das Schicksal mit flammendem Schwerte dazwischen und änderte mit einem Schlage die ganze Sachlage: Helmys väterlicher Freund starb.

Von einer höheren Macht schien nun die künftige Bahn des jungen Äukens vorgezeichnet zu sein. Das Pfarrhaus wurde allerdings nach einem halben Jahre wieder bezogen, aber der neue Bewohner war ein einsamer, trotz seines noch jugendlichen Alters in sich gekehrter, grämlicher Herr, der allerdings seine Versetzung auf das einsame Eiland selbst gewünscht hatte, aber nur, weil er in dem kräftigen Wellenschlage Heilung für ein mehr und mehr um sich greifendes Gemütsleiden zu finden hoffte. Er schloß sich — wenigstens was einen freundlichen Verkehr mit den Insulanern betraf — von der Außenwelt ab, war aber ein strenger Beobachter und Richter der Sitten und Vergnügungen seiner Gemeinde. Auch Helmy vermochte zu ihm kein rechtes Vertrauen, wozu sein noch immer kindlich empfindendes Herz neigte, zu gewinnen. Er war allerdings im Anfang noch einmal in die ihm liebgewordene Pfarre gegangen, um sich Rat und Auskunft über seine Zukunft von dem neuen Herrn zu erbitten, war jedoch von der Magd auf seine bescheidene Frage, ob er den Herrn Pastor wohl einmal sprechen könne, mit der üblichen Antwort, „der Herr Pfarrer memoriere gerade seine Predigt auf den kommenden Sonntag und könne ihn nicht empfangen“, abgefertigt worden.

Als sein alter Freund, der ihm wirklich mehr als ein teilnehmender Lehrer gewesen, das Zeitliche gesegnet hatte, war Helmy fast siebenzehn Jahre alt. Die Bücher hatte der Verstorbene ihm allerdings hinterlassen, indessen — jetzt verfocht der alte Äuckens

mit früherer Zähigkeit wieder seine Lieblingspläne, Helmy möchte des Vaters Beruf auch zu dem seinigen machen. Er hielt diesen Wunsch ihm gegenüber nicht geheim; im Gegenteil, er sagte ihm offen, daß er von der ganzen Bücherweisheit nicht viel halte, die ja doch nur eine brotlose Kunst sei und den Leuten die Köpfe verdrehe, wie der Zustand des neuen Pfarrers dies bestätigte. So lange der selige Pastor noch gelebt habe, hätte er allerdings diesem zur Liebe sich der Sache schließlich versöhnlich gegenübergestellt, aber jetzt sei es die höchste Zeit, daß er ein tüchtiger Mensch werde und sich eine Lebensaufgabe stelle. Er solle ein anderer werden, hatte er ernst hinzugefügt, denn die Genossen sähen in ihm längst einen überspannten Sonderling.

Das war damals ein harter Schlag für den jungen Schwärmer gewesen, obgleich er bei dem Tode seines Fürsorgers es sich selbst gesagt hatte, daß nun alles, alles anders werden müsse. Nun brach es über ihn herein, und er glaubte der Schwere seines Geschickes zu erliegen. Es mußte gehandelt werden. Der Vater war gut, aber streng und unerbittlich. Die ihm längst lieb gewordenen Bücher, in deren klassischem Geisteslicht seine junge Seele sich sonnte, die er mit seinem Dasein eng verwachsen glaubte, wurden auf ein kleines Kämmerlein im Dachstuhl des Hauses, wo altes, entbehrlich gewordenes Gerümpel, das schon den Ureltern gedient hatte, sich wiederzufinden pflegte, verbannt. Aber er trennte sich nur schwer von den teuren Schriften, und in

seinen Lebensunterhalt, wie die Insel ihn ihren Bewohnern darbot. Freilich, so gut wie die andern vermochte die zarte blasse Hand noch immer nicht das schwankende Fahrzeug zu führen. Indessen was der widerstrebende Arm versagte, suchte der gespannte Wille des Unermüdlichen zu ersetzen. Er fuhr die Fremden auf das Meer hinaus, wenn die sinkende Sonne dasselbe mit purpurnem Schleier umwob; er lenkte sein Boot mit den Badegästen bei hochgehendem Wellengang früh am Morgen zur Düne hinüber und vermied sorgsam die tückischen Riffe des Felsens, wenn einige überspannte Seelen bei Mondenschein und Harfenschlag die Insel umrudern wollten. Er mühte sich redlich ab dem Vater zur Liebe, aber seine Gedanken waren selten bei der Arbeit der Arme ...

Dies alles zieht jetzt noch einmal an dem geistigen Auge des Jünglings vorüber. Jetzt umspielt ein leichtes Lächeln den ernsten Mund; sein Blick, der bis hierhin finster zur Erde gerichtet gewesen, wird leuchtend und frei. Und seine Gedanken ziehen weiter.

Es war nun bereits eine Reihe von Jahren her. Die Fremden, welche damals schon in stattlicher Anzahl das kräftige Inselbad in der Nordsee aufsuchten, hatten den aufgeweckten Burschen gern, der mit den Großen so verständig und bescheiden zu plaudern, mit den Kindern so hübsch zu spielen verstand. So hatte er denn auch ein kleines freundliches Mädchen in seinem Fahrzeug oftmals auf das Meer hinausgerudert. Es war ein junges, unerfahrenes Ding gewesen, dem der rote Mund selten stillstand.

Es war erstaunt, als er ihm auf seine Frage, ob er es denn nicht kenne, treuherzig antwortete, er habe von dem Dasein des Mädchens bisher keinerlei Kenntnis gehabt. Mit unbefangenem, aber ruhigem Geplauder erzählte sie ihm dann, daß sie schon seit mehreren Jahren, und zwar stets in Begleitung jenes alten Herrn, der dort am Steuer säße, Helgoland besuche. Helmy erinnerte sich deutlich, daß sie jenen Mann mit „Großväterchen" anzureden pflegte und daß sie ihm früher einmal erzählt hatte, wie sie den Großvater so lieb habe, der in Hamburg wohne; aber er sei auch so gut, so gut zu ihr, denn seit der Arzt ihr Nordseebäder verordnete, besuche der Gute ihr zur Liebe in jedem Sommer die Insel.

Ohne weitere Teilnahme hatte er damals ihr munteres Geplauder mit angehört, hatte nur ein paar artige Worte erwidert und den kräftigen Salzgehalt sowie den starken Wellengang seines Meeres lobend hervorgehoben. Dann hatte er nicht weiter über ihre Rede nachgedacht und die Worte vergessen, wie so viele andere der Badegäste, mit denen er häufig auf seinen einsamen Spazierfahrten ins Gespräch kam. Beide waren ja auch jung, den Kinderschuhen kaum entwachsen.

So gingen einige Jahre hin; jedes brachte auch die beiden Hamburger auf die Insel, und schon schien es dem Jüngling, als ob seiner Heimat etwas mangle und die Zahl der Fremden noch nicht vollzählig sei, wenn Margaretha Werner noch unter ihnen fehle, als das Unglaubliche geschah: die stetigen Besucher

aus der alten Hansestadt blieben fort. Und noch ein Sommer zog über Helgoland dahin, ohne daß er das junge Mädchen, das mittlerweile zur Jungfrau herangereift sein mußte, in das kleine Nordseebad gebracht hätte.

Da — jetzt vor zwei Jahren — erschien die Vermißte wieder, aber allein. Sie war in tiefes Schwarz gekleidet, und der einzige Schmuck, den sie um den weißen Hals trug, war ein schlichtes Silbermedaillon, das Helmy auch schon früher an ihr entdeckt zu haben sich erinnerte. Seit der Zeit hieß sie bei den Fischern „die schwarze Fremde."

Der Großvater war gestorben. Aus dem zutraulichen kleinen Mädchen, mit dem er früher bisweilen am Strande platte Steinchen und Meermuscheln gesammelt oder Seesterne und Algen aufgelesen hatte, war eine Jungfrau geworden, welche die würdevolle Hoheit einer Penelope — so erschien sie ihm — mit der treuherzigen Unschuld eines Backfisches vereinigte. O gewiß, sie war herzig und hold wie ein Engel, nur viel stiller im Vergleich zu ihrer einstigen Redelust. Helmy entdeckte gar bald zu seinem Leidwesen, daß sie zeitweilig trübsinnig vor sich niederstarre und dann das große Auge sich mit Thränen fülle, aber er verstand die stille Wehmut, denn ihm war es ja bekannt, was sie in dem alten Herrn verloren hatte. O, und diese thränenschwere Wimper, diese treue Trauer ihres Antlitzes — war sie nicht so viel edler und schöner, als einstmals? Schauernd fuhr er dann wohl zusammen, wenn er seine Gedanken auf

solcher Fährte traf. Er fühlte mit ihr und verstand ihren Schmerz, der über sie gekommen. Die zarte Blässe ihres runden Gesichtchens, die seit dem Tode ihres Beschützers sich noch vermehrt hatte, widersprach dem lebhaften Spiel ihrer großen Augen in anmutiger Weise. Er mochte es sich nicht verhehlen, daß sie etwas ungemein Anziehendes besaß, wenn er sie so — und wie oft bot sich ihm Gelegenheit dazu! — im stillen beobachtete. Indessen sie stand ja hoch über ihm, so daß er wohl erschrak, wenn sich ihre Blicke einmal begegneten, während er ihr rudernd gegenübersaß.

Das nächste Jahr brachte sie wieder. Sie hatte sich merklich erholt, aber ein Unbefangener konnte sie eigentlich nicht schön nennen, wenn auch ihre natürliche Einfachheit die Anmut zweifellos erhöhte, welche sie in so hervorragender Weise vor den übrigen Fremden auszeichnete.

Sie trauerte wohl noch immer und mochte augenscheinlich am liebsten allein mit sich und ihrer Gedankenwelt sein, wenigstens verkehrte sie ja mit keinem, so daß es auch niemandem auffällig sein konnte, wenn sie bei Meerfahrten, wie sie solche gegen Abend zu unternehmen pflegte, stets dem Fahrzeug des jungen Äuckens den Vorzug gab.

Niemandem?

Helmy wenigstens wußte sich von keinem beobachtet; wußte er doch auch von keinem Unrecht! Und doch! Einer verfolgte schon längst diese Wasserfahrten mit

mißtrauischem Auge, mit immer mehr wachsendem Unmut: der alte Äuckens.

Er hatte es längst bemerkt, wie Helmy — war die schwarze Fremde hier — für die Arbeiten des Tages und die übrigen Sommergäste unbrauchbar sei; er sah, wie der Sohn mit täglich wachsender Ungeduld die Schatten des Abends herbeisehnte, wo das junge Mädchen in der Regel an den Strand eilte, um gegen Sonnenuntergang auf die hohe See hinauszufahren; ja, er faßte einen heimlichen Groll gegen Helmy, konnte er ihn doch nicht einmal schelten, da der stille Fährmann allabendlich den Erlös seiner Fahrt dem mürrischen Vater auf den blanken Tisch legte. Und obgleich der alte Äuckens die Liebe zum Golde mit den übrigen Insulanern gewiß teilte, so war er doch im Herzen froh, so atmete er doch erleichtert auf, wenn die Oktoberstürme das junge Mädchen von der Insel verscheuchten und das Segelschiff es wieder in die ragende Elbestadt entführte.

Er fing bereits an zu bereuen, daß er sich dereinst den Plänen und Ratschlägen des würdigen Pfarrherrn so entschieden entgegengestellt hatte und nicht einmal den Versuch gemacht hatte, sich ernstlich mit ihnen zu befreunden. Voraussichtlich — so folgerte er nicht unrichtig — hätte Helmy nunmehr in irgend einer Universitätsstadt des Festlandes seinem Studium obgelegen, wäre infolgedessen selten oder nie, gewiß aber nicht auf längere Zeit, auf der Insel anwesend gewesen, kurz, er hätte vielleicht das bleiche Kind aus der Jugendzeit längst vergessen.

Ähnliche Gedanken bestürmten das Gemüt des Sohnes.

Die alten Wunden, die ihm damals das plötzliche Abbrechen seiner humanistischen Studien geschlagen hatte, brachen wieder auf, und der Gedanke, daß — hätte das Schicksal ihm damals nicht gebieterisch ein Halt! zugerufen und er an seiner Ausbildung rüstig weiter arbeiten können — er jetzt vielleicht als junger Kandidat ihr Herz und Hand anbieten durfte, machte sein junges Herz erbeben. Er hatte es noch niemals so tief empfunden, daß es die allgemeine, umfassende Bildung des Geistes sei, die alle durch Geburt und Stand hergebrachten Schranken durchbricht, daß sie es sei, welche die Menschen zueinandergesellt und aneinanderkettet. Es war ein schweres Geständnis für den wißbegierigen Geist, eine traurige Wahrheit für sein edles Herz, die er sich aber nicht verhehlen konnte. Die Vernunft sagte ihm, daß sie, die so hoch, so unendlich hoch über ihm stände, für ihn unerreichbar sei, aber sein glühendes Herz fühlte, daß es niemals von ihr lassen könne, und daß ein Verzicht auf diese Liebe gleichbedeutend sei mit seinem Verderben, seinem Untergang.

Noch niemals aber hatte er ihre Wiederkehr so herbeigesehnt, wie in diesem Sommer. Jetzt war sie da, die Holde, und er fühlte unwillkürlich, daß sich bei ihrem diesjährigen Aufenthalt alles wenden müsse — vielleicht zum Guten, vielleicht zum Bösen. Er hatte das ungewisse Gefühl, daß wiederum das Schicksal mit schwerer Schwinge über seinem Haupte rausche,

aber er vermochte nicht zu deuten, ob es für ihn Glück oder Unglück im Schoße berge. —

Noch lange Zeit sinnt er solchen und ähnlichen Gedanken nach, und als er sich dann endlich erhebt, um das Haus des Vaters aufzusuchen, hat sich sein Gesicht wieder verdüstert, und der Blick des dunklen Auges ist umflort. Finster schreitet er von dannen.

* * *

Eine Woche ist schon ins Land gegangen, kurz und sonnig für Helmy, lang und schwer für den Alten. Mehr als sonst hat der junge Seemann sich Margaretha genähert, denn der alte Äuckens hat schon seit ein paar Tagen in Zweifel und quälender Unruhe Helgoland verlassen, ohne dem betroffenen Jüngling Zweck und Ziel der Reise genannt zu haben.

Heute Nachmittag ist er zurückgekehrt, aber er hat den Sohn nicht daheim gefunden. Der sei schon am Mittag mit dem Fräulein auf das Meer hinausgesegelt, hatte ihm der ehrliche Niels lächelnd vertraut. Nun ist es schon Abend und Helmy ist noch immer nicht zurück. Der Mond steht bereits hoch am lichtgewölkten Himmel, als der alte Äuckens sein kleines Heim verläßt. Er ist anscheinend sehr erregt, denn sein Schritt ist hastig, und unstät irrt sein Blick dem Pfade voraus, den seine Füße eilends verfolgen.

Bald hat er die Nordspitze der Insel erreicht, jenen schroff abstürzenden Ausläufer der sogenannten „Kartoffelallee", der besonders gern zur Zeit des Sonnen-Untergangs von den Badegästen aufgesucht wird.

Jetzt aber ist es dort bereits still, öde. Das Tagesgestirn ist ja auch längst hinabgeglitten, und an dem Eiligen ziehen die schwatzenden, sorglosen Menschen in zwanglosen Gruppen vorüber, laut das soeben genossene Naturschauspiel preisend. Er achtet ihrer nicht, und nur hin und wieder bleibt ein aufmerk-

samerer Beobachter stehen und schaut kopfschüttelnd dem finsteren Alten nach, bis er in der Dämmerung verschwindet, welche schnell zunimmt und die Pfade bedeckt. Die Strahlen des Mondes, der heute voll am Himmel steht und die Schar seiner stummen Trabanten bereits um sich sammelt, gewinnen an Klarheit und Stärke. Silbern liegt sein langer Schein auf den ruhigen Wassern der Nordsee, und leuchtend überflutet er die hohe Gestalt des finstern Greises, dessen spärliches Haupthaar die leichte Brise zu Berge zu treiben, dessen forschendes Auge in die Ferne gerichtet zu sein scheint. Ihn schaudert.

„Mein Gott!“ jammert der einsame Mann, „sie sind es. Zu spät! Ich komme zu spät! — Der Rasende! Und die Sache ist weiter gediehen, als ich fürchten zu müssen glaubte.. O, Helmy, Helmy!“ kommt es ihm hohl aus der breiten Brust, und die zitternde Stimme scheint bei erneuter Anstrengung ganz versagen zu wollen.

In der silbern aufleuchtenden Straße, die der volle Mond auf dem glatten Wasserspiegel scharf abgrenzt, ist soeben ein Boot aufgetaucht. Der Alte, der es von seinem hohen Felsstück ängstlich verfolgt, unterscheidet in ihm nur allzu genau zwei Gestalten, deren Aufenthalt auszuforschen er sich aufgemacht hat und deren Auffinden ihn so unsäglich unglücklich machen muß. Er ringt verzweifelt die Hände.

Langsam und lautlos gleitet das Fahrzeug näher, gerade auf jenen Nordfelsen zu, dem Alten entgegen. Es scheint keine Eile zu haben. Jetzt verschwindet

es im Dunkel, und nun — ja, dort taucht es wieder auf, näher, deutlicher.

Jetzt liegt es ganz still, leise flüsternd brechen sich die gleitenden Wogen am Bug des Schiffleins. Die Insassen sprechen kein Wort.

Es ist ein wonniges Wiegen und Wogen auf der silbern leuchtenden Flut.

Jetzt nimmt die andere Gestalt dem Jüngling, der das Boot bis hierher getrieben, die breiten Ruder schweigend aus der Hand. Deutlich sieht es der Alte, es ist ein Weib — die „schwarze Fremde." Langsam treibt sie den Kahn auf das in scharfen Umrissen aufsteigende Eiland zu. Kein Zweifel, es trägt Helmy und Margaretha.

Mit seliger Verwunderung und stillem Glück hängt der andere an dem hohen Weib ihm gegenüber. O, wäre er das Ruder, dessen glatten Griff ihre weiche Hand so sanft umspannt. Er hätte aufjauchzen mögen in lauter Lust.

Leise rauschend nähert das Boot sich dem Felsvorsprung, auf dem der weißbärtige Beobachter hockt.

„Sie fahren falsch", murmelt jener, „hier können sie nicht landen. Helmy sollte das wissen! — Ob ich sie warne?"

Und die dort unten? Die gehen auf in dem Wonnegefühl ihrer gegenseitigen Nähe, was darüber hinausliegt — was gilt es ihnen? Sie denken nicht daran, dort zu landen, und wo die Liebe das Ruder führt, hat das Verderben seine Macht ver-

loren. Wie von unsichtbaren Händen getragen und gewiesen, gleitet der Nachen durch alle jene vom Wasser kaum überfluteten, aber doch unsichtbaren Riffe hindurch. Freundliche Schutzgeister scheinen es liebend zu umschweben.

Und Helmy? Er denkt nicht an die Klippen und Untiefen, wo das Verderben in tausend Gestalten lauern kann. Er mag sich nicht satt sehen an der holden Lenkerin. Ja, hätte der Tod ihn hier jetzt ereilt, er hätte seine Liebe in den Arm geschlossen, fest, fest — und mit ihr vereint hätte er keine Bitternis für ihn gehabt . . .

Das Boot ist angetrieben. In einer der vielen Schluchten, die den Felsen infolge des ewigen Wogenanpralls an dieser Seite besonders zerklüften und auseinander reißen, ist es angetrieben, vom Mond grell beschienen, der neugierig über einen Einschnitt des Gesteins hervorlugt und sich darüber zu wundern scheint, daß es zwei junge Menschenkinder giebt, die glücklich sind, sich einander nah und von keinem beobachtet zu wissen.

Von keinem! Der Mond hat sein gelbes Antlitz vor Spott verzogen und lächelt zugleich so mitleidsvoll, denn er hat längst den Alten entdeckt, der sich zu Häupten der Liebenden in den furchtbarsten Seelenschmerzen windet, was er allerdings ebenso wenig zu verstehen vermag. Ob der lauschende Mann dort droben ein Nebenbuhler von dem verzückten Knaben im Kahn ist? Der alte Mann mit dem weißen Haar, sollte auch er das junge Mädchen lieben? Er

beobachtet es ja so aufmerksam! Der stumme Lauscher scheint noch mehr zu denken und lächelt weiter. Hätte er sein Haupt schütteln können, er hätte es heute gewiß gethan, denn er versteht nicht die beiden dort drunten mit den glückstrahlenden Mienen, die keine Worte für ihr Glück finden, nicht den gebeugten Greis, dessen weißes Haar im Nachtwind flattert . . . Was weiß auch der Mond von den Freuden und Leiden eines Menschenherzens?

Margaretha legt die Ruder langsam bei Seite, während Helmy sie unverwandt anschaut.

Ihm ist so seltsam zu Mut. Wie? weiß er ja selbst nicht. Er weiß von keinem Glück, das nichts gemein hat mit demjenigen, das ihn jetzt umgiebt. Selig giebt er sich dem vollen Zauber der ruhigen Mondnacht hin. Er ahnt, daß das holde Glück in seiner Nähe weilt, und scheut sich doch, mutig die Hand auszustrecken, um es zu fassen und ewig mit sich zu verbinden.

Und Margaretha? O, gewiß, Helmy ist kein Menschenkenner; er hätte sonst in dem Ausdruck ihrer Augen lesen und in ihrem Mienenspiel die Erwiderung seiner Gefühle finden müssen.

Er drängt seine Empfindungen zwar nicht gewaltsam zurück, aber ist sie denn nicht die Penelope, die den Antrag des Freiers, der so weit, weit unter ihr steht, mit Stolz zurückweisen würde, mit Hohn, mit Verachtung? — Er mag den Gedanken nicht ausdenken . . . Und doch, er fühlt unbewußt, daß er

handeln müsse. Eine unsichtbare Macht treibt ihn dazu an.

Leise faßt er ihre Hand. Sie entzieht sie ihm nicht und erwidert den schüchternen Druck der seinigen.

„Bist Du mein, Du Liebe?“ flüstert er.

Sie errötet leicht und birgt das glühende Haupt an seiner pochenden Brust. Feuriger schlingt er den Arm um die leichte Gestalt.

„O“, jubelt er auf, „wie hab' ich Dich lieb!“

Sie wehrt ihm nicht.

Minutenlang halten sie einander fest umschlungen in dem beseligenden Gefühl des Zusammenflutens ihrer Seelen, und auf den schwellenden Lippen zittert der erste Kuß ihrer jungen Liebe.

Da . . . horch! Was ist das?

Donnernd ist ein Felsstück mit vielem Geröll in die Flut geschossen, den Bord des Bootes leicht streifend.

Entsetzt fahren die Liebenden auseinander.

Was ist's? Ein Vorzeichen, das sie warnt? Der Mond hat sich plötzlich verfinstert, und tiefe Nacht lagert auf den Wassern. Ein wilder Schrei — gellend rauscht er zu den beiden hernieder — ringt sich aus der Brust des Alten. Rücklings strauchelnd hat er ein Stück des bröckelnden Gesteins losgestoßen. Dann bricht er lautlos zusammen.

* * *

Seit den Mittagsstunden hat sich eine dumpfe Schwüle über Helgoland gelagert; das weite Meer ringsum liegt still und verlassen da, und die Sonne steht stechend heiß im wolkenlosen Blau. In dem Fischerhäuschen am Falm sind die grünen Fenster sorgsam verhängt, so daß die Sonnenstrahlen gedämpft hindurchdringen und die dürftige Lagerstatt nur in schwachen Umrissen erkennen lassen, auf welcher der alte Äuckens regungslos, mit festgeschlossenen Augen liegt. Er schläft.

Heimkehrende Gefährten, die den gellenden Schrei vernommen, haben ihn am Abend auf der einsamen Klippe aufgefunden und den Ohnmächtigen in sein Haus getragen. Bald darauf ist Helmy dann heimgekehrt. Er hat den Vater krank und fröstelnd im Bette vorgefunden und ist auch heute am Tage keinen Augenblick von der Seite des Fiebernden gewichen, der erst gegen Morgen in einen leichten Schlummer gefallen ist. Der erquickende Schlaf, dieser wohlmeinende Freund der Kranken, hält ihn noch immer umfangen, und erst, als der bunte Schreihals der alten Kukuksuhr im Vorderstübchen die kleine Pforte öffnet und mit zwölfmal erneutem Ruf verkündet hat, daß die Sonne am höchsten gestiegen ist, schlägt der stille Mann das glanzlose Auge auf.

Schwach zwingt er das weiße Haupt empor, augenscheinlich darüber verwundert, was mit ihm vor-

gegangen ist. Aber schnell hat sich der Ausdruck seines Gesichts verfinstert und verrät, daß in ihm die Erinnerung an das Erschaute und Erlebte des gestrigen Abends wieder wach geworden ist.

„Helmy!“

Seine Stimme ist klanglos.

Am Fußende des Lagers erhebt sich hurtig eine Gestalt, welche in ihrer kauernden Haltung die Dämmerung, die das niedrige Gemach durchflutet, bisher nicht erkennen ließ.

„Vater?“

Mechanisch hat der Gerufene nach den Tropfen, die der herbeigeholte Arzt noch in der Nacht zur Abwehr des Fiebers verordnet hat, gegriffen, in der Meinung, der Kranke verlange nach ihnen.

„Laß das“, tönte es aus dem Bette leise zurück. „Laß das! mir ist besser denn je! der Schlaf hat mich gekräftigt . . Komm', setz' Dich nahe, ich habe mit Dir zu reden.“

„Vater“, bittet der andere dagegen, „nicht jetzt! Der Arzt hat jede Erregung, jedes andauernde Gespräch untersagt. Du wirst Dir schaden!“

„Mir schadet nichts mehr. Jetzt, ja in dieser Stunde will ich mit Dir sprechen . . Ich muß mit Dir sprechen, bevor es zu spät ist — und bald wird es zu spät sein“, fügt er tonlos hinzu. „Rück' jenen Schemel nahe und achte meiner Worte!“

Schweigend gehorcht Helmy. Er wagt nicht zu widersprechen; der Vater redet ja so weihevoll, so ernst zu ihm, schon wie aus einer anderen Welt.

„Helmy!“ beginnt der Weißbart feierlich, „merk' auf und wahre jedes meiner Worte im Herzen, wahre sie, sie sind wahr! Was ich Dir heute erzählen werde, solltest Du niemals erfahren, niemals. So hatte ich es einstmals beschlossen. Heute muß ich es Dir mitteilen, denn zum zweiten Mal hat das Schicksal mit eiserner Faust in den stillen Wandel Deines Lebens eingegriffen, es hat die Kreise verwischt, die meine Sorge ihm gewiesen hat. Durch dies Bekenntnis allein kann ich es besiegen! Ich will es besiegen, ich muß es besiegen! Jene blinde Macht, die wir Schicksal nennen, jene Macht, die so gern unsere besten Pläne kreuzt und unsere schönsten Hoffnungen vernichtet, wie der frische Morgenwind den aufwirbelnden Rauch — ist sie denn wirklich stärker und ausdauernder, als der letzte geheiligte Herzenswunsch eines Abgeschiedenen? — Still, still, mein Sohn“, unterbricht sich der Sprecher, als der bleiche Jüngling Miene macht, ihm den Glauben an den nahen Tod auszureden, „Du wirst mich nicht lange mehr haben . . . Meine Augen sind müde und matt, sie haben genug geschaut irdischen Elends, und mein Herz ist des Schlagens überdrüssig, denn es hat genug geschlagen und genug gelitten in diesem Jammerthal. Darum horche gespannt! Meine Zunge ist schwer und ungelenk, vielleicht ist es das letzte, was diese welken Lippen Dir zu vertrauen haben. —

Fünfunddreißig Jahre sind es im vorigen Frühjahr geworden, seitdem die Insel mich zu den ihrigen zählt. Du bist verwundert, Helmy? Du mußt es

sein. Meine Wiege stand nicht auf diesem Felsen, und an ihr ist es mir nicht gesungen worden, daß ich dereinst in einer ärmlichen Fischerhütte aus der Welt scheiden sollte. Laß die Thränen, mein Helmy! Du mußt es alles wissen, ich darf Dir nichts verschweigen, die schwere Stunde kann ich Dir nicht ersparen. Es gilt Dein Wohl, Deine Zukunft . . .

Mein Vater war Kaufmann. In Hamburg besaß er bedeutende Speicher, voll von den köstlichsten Schätzen Indiens und anderer Tropenländer. Weißschimmerndes Elfenbein, duftende Myrrhen, feinfaserige Baumwolle, Kakao, Kokosöl und kostbare, seltenste Holzarten füllten die ragenden Räume bis zur Decke. Der Vater galt unter den begüterten Handelsherren der alten Hansestadt als einer der wohlhabendsten, den, kaum vierzigjährig, die Väter im Rate würdig fanden, ihn zu ihrem Rang emporsteigen zu lassen. Die Handelsschiffe des Senators, die mit den fernsten Ländern einen lebhaften Warenaustausch unterhielten, kreuzten auf allen Meeren, und überall war sein Name geachtet.

Die Eltern machten ein großes Haus, und mein um sechs Jahre älterer Bruder Ernst und ich kannten keine Wünsche, die ihre Liebe uns nicht erfüllt hätte. Mein Bruder, der in seiner Jugend keinerlei Sinn für höhere Interessen an den Tag gelegt hatte, war nach seiner Einsegnung in ein bedeutendes Kaufhaus der Vaterstadt eingetreten, um später mit mir der Leitung der väterlichen Geschäfte vorstehen zu können. Er war der Liebling des Vaters, während die Mutter

größere Stücke auf mich hielt, der wenig praktischen Sinn und einen offenen Abscheu gegen tote Zahlen, schwankende Kurse und aufregende Börsengeschäfte offenbarte.

Indessen war ich nicht ohne geistige Interessen. Im Gegenteil, ich lebte in einer Welt der Wissenschaft und der schönen Künste. Die Schriften unserer großen Denker und Dichter, die ich mir mit väterlichen Mitteln ohne große Mühe verschaffen konnte, waren mir schon auf den Bänken des Gymnasiums liebe Freunde. Der Vater mußte das bald mit stillem Mißvergnügen bemerken, und nicht selten kam es zwischen den Eltern zu heftigen Auseinandersetzungen, so daß ich es nicht nur einmal vernommen habe, wie der rechtliche, aber pedantisch strenge Mann der Mutter mit harten Worten vorwarf, sie sei es, die das zehrende Feuer in mir wachgerufen habe und in meinen heimlichen Neigungen mich bestärke.

Mit meinem Bruder hatte ich gleichfalls wenig Fühlung. Wohl mochten wir uns brüderlich zugethan sein, aber von einer zärtlicheren Neigung zu einander konnte kaum die Rede sein. Abgesehen von dem nicht unbedeutenden Altersunterschiede, gab es auch keine Interessen für uns, die uns einander zu nähern vermocht hätten. Schwelgte er nach Schluß des Kontors mit leichtlebigen Gesellen, die sich seine Freunde nannten, in Austern und sorgsam erlesenen Weinen, so bin ich daheim gesessen in meinem traulichen Gemach beim milden Scheine der Lampe, den heißen Kopf über einen Dichter gebeugt.

Ich war zwar, nachdem ich die Klassen der vaterstädtischen Gelehrtenschule verhältnismäßig schnell durchlaufen hatte, seit einem Jahr in das Geschäft des Vaters eingetreten, verträumte aber dennoch nach wie vor die langen Winterabende in meiner Bücherei oder erfreute durch Vorlesen das für Kunst und Dichtung reich empfängliche Gemüt der Mutter. Meine Bitte, mich auf eine Hochschule zu entsenden, hatte der Vater kurzweg mit rauhen Worten zurückgewiesen; er halte, wie ich ja längst wissen müsse, nichts von der Kunst, denn sie und alle Gelehrsamkeit tappe im Dunkeln und sei gleichbedeutend mit Armut. Ich trüge seinen Namen, und was er begonnen, sollten wir, die Erben, dereinst vollenden. Ich hätte schon zu lange gezaudert, thätig mitanzugreifen, vielmehr schon genug Geld auf unnütze Bücher und Schriftwerke verschwendet. Die Zeit sei gekommen, dem ein Ende zu machen. ‚Schau nur auf Ernst, er ist ein ganzer Mann und meine beste Stütze. Unter seiner Leitung wirst Du etwas Tüchtiges lernen.‘

So kam ich in die Lehre.

Mein Bruder war schon seit fünf Jahren im väterlichen Kontor thätig. Die Firma behielt man jedoch unverändert bei. Ich brauche es Dir nicht zu sagen, Helmy, wie ungemein demütigend es für mich war, die Lehren meines Bruders, der sehr vorzeitig das Gymnasium verlassen und dort die wahre Bildung von Herz und Geist vernachlässigt hatte, für nicht zu unterschätzende Weisheit hinnehmen und dieselben

dementsprechend achten zu müssen, eines Bruders, der mir niemals brüderlich zugethan war, der mir infolge seines ungebundenen Lebens niemals liebenswert erschienen war. Ohne daß wir es wollten, spitzte sich unser Verhältnis immer mehr zu. Er unterließ es nicht, mir täglich das Demütigende meiner untergeordneten Stellung bei den geringsten Anlässen klar zu machen, ja er sorgte dafür, daß der Vater von all' jenen kleinen und kleinsten Fehlern, deren ich mich schuldig machte, und Ärgernissen, die ich ihm nicht ersparen konnte, genaueste Kenntnis erhielt, denn es war zu natürlich, daß ich mehr als einmal fehlte in einem Beruf, dessen Ausübung mich nicht befriedigen konnte, weil meine Fähigkeiten und Neigungen mich auf ein ganz anderes Feld der Thätigkeit verwiesen. Mein Bruder Ernst war ein tüchtiger, erfahrener Geschäftsmann — das konnte ihm keiner absprechen — aber damals noch ohne jene Herzensbildung, die meinen Vater so sehr vor manchen seiner Standesgenossen auszeichnete. Stolz auf sein Wissen und folgerichtiges Denken in kaufmännischen Dingen, wurde er mir von Tag zu Tag ein strengerer Lehrmeister, und obgleich er bemerkte, wie ich dem Vater zur Liebe einen redlichen Eifer und guten Willen an den Tag zu legen mich aufrichtig bemühte, versäumte er nicht, mich bei jeder Gelegenheit meine Unkenntnis in Handelssachen empfinden zu lassen und mich bald einen überspannten Schwärmer, bald einen dummen Tölpel zu heißen. Ich fing an, ihn zu fürchten." —

Der Erzähler schweigt. Er thut einige schwache

Züge aus dem neben seinem Lager stehenden altmodischen Kelchglase, um, neu belebt durch die Glut des wilden Tokayers, dann fortzufahren, das bunte Bild seines Lebens vor dem geblendeten Auge des Jünglings zu entrollen.

„Ich war fast einundzwanzig Jahre alt, und meine Lehrzeit galt seit einem halben Jahre als beendet. War ich bisher noch nicht unglücklich gewesen, so sollte ich es jetzt werden. In unserem Hause verkehrte seit der Kinderzeit ein junges Mädchen der Gesellschaft, die einzige Tochter jenes Mannes, in dessen Hause Ernst seine Lehrlingsjahre verlebt hatte, jung, schön, voll liebenswürdiger Anmut. Freilich, sie war um wenige Jahre älter als ich, aber ich liebte sie rasend, und nur, um in ihrer Nähe weilen zu können, hatte ich in der strengen Schule des Bruders ausgehalten. Ja, er war finster, abstoßend, ungerecht, jähzornig mir gegenüber, um so mehr, als er von meiner glühenden Neigung zu Helene-Kenntnis erhielt. Sie konnte ihm nicht verborgen bleiben: Verstellung hatte ich nie gelernt. Ich war gewohnt, mich so zu geben, wie es mir ums Herz war, und so zu sprechen, wie ich dachte. Ich verhehlte ihr meine Liebe nicht. Ob sie erwidert wurde, hab' ich nie erfahren. Sie war freundlich und hold zu mir, wie zu einem Bruder. Ernst verstand bald den heißesten Wunsch meines Herzens. Seine schlecht verstellte Wut gegen mich, die bald eine offene wurde, kannte keine Grenzen. Er war eifersüchtig auf mich, den jüngeren, der es

wagte, seine Pläne zu kreuzen. Die Nebenbuhler lernten sich hassen; aber meine Stellung, meinen Aufenthalt im elterlichen Hause hatte ich jetzt verwirkt.

Der Anlaß, mich ihm ganz zu entfremden, sollte nicht lange ausbleiben. Durch das genußreiche, kostspielige Leben meines Bruders — ich erwähnte es schon vorhin — und durch das wiederholte Scheitern gewisser Geschäftsprojekte, auf deren Regulierung mein Vater große Hoffnungen gesetzt hätte, war unser Vermögen, das immerhin noch beträchtlich war, doch stark angegriffen und merklich zusammengeschmolzen. Der Ruf des alten Handelshauses, der gute Name meines Vaters war gefährdet! Er mußte gerettet werden — um jeden Preis!

Er ward gerettet — um den mir höchsten.

Mein Bruder vermählte sich mit der schönen Helene, der reichen Erbin seines früheren Chefs, der Vater sollte sich dann gänzlich aus dem Geschäft zurückziehen, um sich ganz dem öffentlichen Wohl widmen zu können, und mir, — mir wollte damals das Herz brechen . . . Es ist nicht gebrochen . . . ein Menschenherz kann viel, viel ertragen, unsägliche Freude, unsägliches Leid.

An jenem Abend aber, da der glückliche Vater an froher Festtafel die Verlobung seines Sohnes Ernst mit der liebenswürdigen Tochter seines Jugendfreundes der Gesellschaft verkündete, als die befrackten Diener mit den duftig-dampfenden Schüsseln stürzten, die Champagnerpfropfen lustig sprangen und das süß-

berauschende Naß in Strömen floß, da — da hab' ich mich heimlich hinweggestohlen aus der lauten Tafelrunde und hab' auf meinem Stübchen geweint, geweint wie ein Kind — und war doch kein Kind mehr! Ein Gedanke dämmerte mir in der schlaflosen Nacht, der einzige, den ich deutlicher fassen und in bestimmte Form bannen konnte: ich mußte fort, fort aus diesem Hause — hatte ich doch meine schönste Hoffnung zu Grabe getragen.

Am nächsten Morgen eröffnete ich dem Vater meinen Entschluß. Er war erstaunt, aber nicht ungehalten. Er durfte, er konnte es nicht sein; er hatte ja nur die eine Liebe: seinen guten Namen. Und der war gerettet. Gerettet! Um welchen Preis! Was galt seinem starren Ehrgeiz der Verlust eines Sohnes, eines Sohnes, der ihm ja nimmer etwas recht zu machen verstanden hatte!

Verlust? Vielleicht dachte er auch nicht daran, daß es eine Trennung auf ewig sei. In kurzem kamen wir überein, daß ich einer neugegründeten Faktorei in Indien vorstehen solle. Mir galt es gleich, wohin . . . Nur fort — fort . . .

Mit einem nicht unbedeutenden Vermögen, das mir über die ersten Zeiten hinweghelfen sollte, verließ ich bald bei Nacht und Nebel das Haus meiner Väter, um mit grauendem Morgen auf hochbordigem Meerschiff elbabwärts zu fliegen, hinaus in die Welt. Sie lag in trüben Farben vor mir. Meine Eltern habe ich nicht wieder gesehen, und die graue Stadt

an der Elbe hat mein irrer Fuß freiwillig nicht wieder betreten. Ich hatte zu viel erduldet."

Wieder hat der alte Äuckens inne gehalten. Er stürzt den Rest des feurigen Strandgutes durch die trockene Kehle. Mit Mühe versucht er dann sich im Bette aufzurichten, indessen er hat seine bereits abnehmenden Kräfte überschätzt und wäre heftig zurückgesunken, wenn nicht der aufmerksame Helmy aufgesprungen wäre und dem schwachen Rücken stützende Kissen untergeschoben hätte.

„In Indien angekommen, trat ich in die aufblühende Niederlassung des Vaters ein. Allein der geschäftliche Briefwechsel mit den Angestellten seines Hauses, der durch die gegenseitigen Interessen geboten war, und manche anderen Berührungen und Verbindungen mit dem väterlichen Geschäfte, dessen Firma nunmehr, wie ich nach Jahresfrist erfuhr, mein Bruder Ernst allein vertrat, mußten mich bald darauf hinweisen, daß hier nicht der geeignete Ort sei, den großen Schmerz meines Herzens zu übertäuben oder gar vergessen zu machen. Ein Jahr lang hielt ich's aus. Nachdem ich aber einen geeigneten Stellvertreter in der Person eines im Dienst des Vaters ergrauten Buchhalters, der mich hierher begleitet, gefunden hatte, überzählte ich den Rest meines Vermögens. Vor dem Notdürftigsten mußte es mich schützen; zudem hatte ich meine Schulbildung, durch Privatstunden hoffte ich mir ein Übriges zu erwerben. Ich war frei, unabhängig von dem Willen eines ungeliebten Bruders, eines verhaßten Nebenbuhlers,

der mir den Rang abgelaufen. In der erneuten Beschäftigung mit der Wissenschaft, welche die Erinnerung an meine fast freudenlose Jugend wie mit einem Heiligenschein umwob, glaubte ich auch die blutende Wunde meines Herzens stillen zu können, das andere hoffte ich von der Zeit. Ja, Helmy! Ich habe einstmals gehofft, gehofft im Vertrauen auf die Redlichkeit meiner Pläne; . . . es hat sich nichts erfüllt, es ist alles eitel gewesen. Das menschliche Herz vergißt nichts, was es zu vergessen sich müht, am wenigsten aber jene Tage der Prüfung und des Leids, die es schneller schlagen machten.

Acht lange Jahre bin ich umhergeirrt in der Welt — planlos, ziellos. Mondelang habe ich mich in die tiefste Einsamkeit begraben, gelebt und gelitten mit den Tieren tropischer Urwälder, trauriger als der ärmste Bettler in der fernen Heimat. Ich habe geschafft mit Körper und Geist, bis sie den Dienst versagten. Nach Jahren kam ich nach England. Ich hatte mir ein kleines Vermögen erobert, in wenigen Tagen hatte ich es verschleudert in einem tollen Rausch der Zerstreuung im hauptstädtischen Gewühl Englands. Alles, alles habe ich versucht, das große Weh zu vergessen, — ich hatte den Frieden noch nicht gefunden . . .

Weißt Du, mein Sohn, was es heißt, wenn ein schwergeprüfter Mensch verzweifelnd ausruft: ‚Weh mir! Ich habe den Frieden nicht gefunden!?‘ — Helmy! Glücklicher Knabe! In Deinem bestürzten Antlitz

lese ich das Nein. Wie solltest Du auch! Magst Du ihn dereinst finden!

In London, wo ich die erhoffte Wirksamkeit im Unterrichten nicht fand, erfuhr ich das Bitterste. Ich geriet bald in die größte Not, so daß ich mich gezwungen sah, mich jener kleinen Bücherei, die ich allmählich auf meiner Weltwanderung wieder gesammelt hatte, zu veräußern, ein Entschluß, den mir nur das tiefste Elend erwecken, dessen Ausführung mich aber dennoch nicht vor ihm schützen konnte. Ich empfand, wie ich sank — von Stufe zu Stufe — nicht moralisch, denn ich habe mich niemals entschließen können, etwas zu thun, was das Licht hätte scheuen müssen. Täglich sah ich Tausende, die in gleicher Lage waren, um mich her abfallen. Die Versuchung war groß, — ich habe ihr widerstanden. Ich floh das Laster, d. h. ich floh die Welt, die ich in dem Pfuhl der Großstadt gefunden hatte.

Weltflucht! rief da eine Stimme in mir, wie sie einstmals in den frommen Eiferern des Mittelalters laut geworden sein mag, auf daß sie ihrer Seele Frieden fänden. Ich suchte ja auch den Frieden! So ging ich in ein Kloster? Mit nichten!

Für die letzten Pfennige, die ich mir am Leibe abdarbte, führte mich ein Frachtschiff auf die stillen Felsen unserer Insel. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ich hatte mit der Vergangenheit gebrochen.

Von vorn begann ich noch einmal, fühlte ich mich doch wie zu neuem Leben geboren. Helgoland hat

mich zu dem erzogen, zu dem gemacht, was Du heute — Zeit Deines Lebens — in mir siehst.

Das Dasein forderte seine Rechte: nicht unthätig durfte ich die Hände in den Schoß legen. Der Ort wies mich auf das Meer. In der Thätigkeit, in der Arbeit der Hände fand ich Zerstreuung, in der Zerstreuung eine gewisse Art von Glück und Frieden für die gemartete Seele. Ich lebte auf; ich wurde wieder ein ganzer Mann. Allmählich gelang es mir, mich den Bewohnern des Inselchens, die mich in der ersten Zeit mit mißtrauischen Blicken beobachtet hatten, zu nähern, ja, ich, der ich so einsam im Leben dastand, gewann ihr Vertrauen, das ich mit Liebe vergalt, denn ich fand in ihnen das, was ich bisher umsonst auf dem Erdrund gesucht hatte: die unverkümmerte Natur eines reinen, warmempfindenden Herzens. Ein immer reger werdender Verkehr bildete sich in der Folgezeit unter uns. Ich fühlte mich mächtig zu den biederen, treuherzigen Meermännern hingezogen, als sei ich immer ihresgleichen gewesen, und ich vergaß meine Abkunft, die mich in andere Kreise verwies. Denn am Ende ist es doch der Umgang, die Umgebung, welche den Menschen erziehen, welche ihn zu dem machen, was wir seinen Charakter zu nennen pflegen.

Willig nahm ich die neuen Eindrücke in mich auf. Nach Jahr und Tag begann ich zu merken, wie sich ein Wandel in mir vollzog. Ich war ein anderer geworden, — ein schlichter Fischer durch und durch. Ich hatte erreicht, was ich erjagt, wonach ich gestrebt

hatte, ich war glücklich. Dort in den stolzen Palästen und Lusthäusern meiner Vaterstadt, wo ich nach dem Glück rang, habe ich es nicht gefunden; hier, in der schlichten Hütte, ward es eine Weile mein bester Freund . . .

Abermals hatte ich mir ein kleines Vermögen erarbeitet. Es befähigte mich, dies Häuschen zu erwerben. Aber noch fehlte etwas an meinem Glücke, dessen ich zu seinem völligen Genuß benötigte, — ein liebend Weib, dem ich mich rückhaltlos vertrauen, das die Tage des Glückes mit mir teilen konnte.

In der Schwester des braven Niels, der wenige Schritte weit von meinem Besitz sich schon vor längerer Zeit ein eigenes Heim gegründet hatte, trat mir ein solches Weib entgegen. Wir lernten uns mit der Zeit achten und schätzen; aus den Nachbarn waren Freunde geworden, die Freunde wurden Verwandte.

Ich hatte mich nicht getäuscht; in Anna fand ich, was ich suchte. Sie brachte mir ein reines, liebewarmes Herz, eine thätige Hand, ein fromm-empfängliches Gemüt entgegen, sie ward mir ein treues Weib. Ihre sanfte Natur wußte meinem dann und wann noch immer wieder auflodernden trotzigen Stolz, den ich vom Vater ererbt und den die falsche Erziehung durch meinen Bruder verstärkt hatte, mit jener edlen Sanftmut zu begegnen, die ihn immer mehr und mehr verwischen mußte. Der fromme Schein ihrer kornblumenblauen Augen strahlte, wenn sie mich groß und innig flehend anschauten, mir in das Herz so

warm und liebeglühend, daß ich aufjubelte in lauter Lust. Mein Glück war jetzt vollkommen.

So gingen die Jahre . . .

Eines Abends — es dunkelte stark, und ich saß schon daheim bei meinem Weib — stürmte Niels in gewaltiger Erregung ins Zimmer.

‚Auckens!‘ keuchte er, ‚Du mußt hinaus — spute Dich! Auf der See — kaum eine halbe Meile von unserer Insel — steht ein Segler in vollen Flammen . . . Vielleicht ist die Ladung noch zu bergen . . . Komm!‘

Wir sprangen hinaus.

Auf dem wildwogenden Meer lag eine breite Feuersäule, die von Minute zu Minute an Grelle und Größe erschreckend zunahm. Am Falm, an der Meermauer standen einige Genossen, die das schaurige Schauspiel beobachteten und mit gleichmütiger Ruhe seine Entwickelung verfolgten.

‚Wohin?‘ riefen sie uns entgegen. Wir antworteten nicht und stürmten weiter. ‚Ihr kommt zu spät‘, hörten wir sie uns nachrufen, ‚das Wrack beginnt bereits zu sinken —‘

Das andere verwehte der Wind.

Wir eilten ins Unterland. Hier fanden wir schon Leute bei den Böten beschäftigt, die gleichfalls hinaus wollten. In das erste, das vom Ufer abstieß, sprangen auch wir.

Es war eine furchtbare Nacht. Pfeifend fuhr der Sturm über das Meer, und die gepeitschten Wogen gingen hoch und schienen unser Rettungswerk

vereiteln zu wollen. Haushoch trugen sie uns bald, um uns im nächsten Augenblick in die nächtliche Tiefe zu stürzen. Wir ruderten rüstig, in den Pflöcken knarrte das erhitzte Holz.

Nur langsam vermochten wir uns vorwärts zu bewegen, aber wir kamen doch vorwärts. Nach einiger Zeit begann das Wrack in klaren Umrissen vor unsern Augen aufzusteigen. Nach einer halben Stunde heißester Arbeit waren wir am Ziel.

Der Rauch, mit Schwefeldampf gemischt, der uns an der freien Handhabe der Ruder gehindert hatte, erschwerte uns auch jetzt den Anlauf. Schwer und voll qualmte er uns entgegen. Unzählige Male schleuderten uns die sturmgepeitschten Wogen, die das Wrack und seine Ladung bereits als eine sichere Beute betrachteten, von den Planken des Seglers weg zurück auf das Meer, um uns dann eben so oft wieder dem Rumpf des Schiffes zu nähern . . . Endlich gelang es uns, in der Gegend des Vorderbugs mit scharfkralligem Enterhaken unser Boot fest an die Seite des brennenden Meerriesen zu legen. Hier hatte das Feuer seine Herrschaft noch nicht angetreten, während das Hinterdeck bereits in der dampfenden Lohe zu versinken begann.

Es mußte schnell gehandelt werden.

Augenscheinlich hatte die Mannschaft das Schiff bereits verlassen. Kein menschlicher Laut drang uns aus seinem Innern entgegen. Nur der Sturm rüttelte an den brennenden Masten, und knisternd sprangen

die Flammen in den geteerten Tauen und verbreiteten sich mit unglaublicher Behendigkeit.

So konnten wir frei schalten, und die Ladung, soweit sie in wenigen Minuten zu bergen sein würde, versprach uns reichen Lohn für unsere Mühe — waren wir doch um des Strandguts willen gekommen!

Schnell erkletterten wir auf mitgenommenen Strickleitern die hohe Brüstung. Niels war der erste; ich folgte ihm auf dem Fuße. Mit starker Schwinge trieb der entfesselte Orkan den russigen Rauch über das brennende Hinterdeck — weit ins Meer hinaus; das Vorderteil des Schiffes lag noch frei, aber schon näherten sich die Flammensäulen und begannen auch hier eine drückende Hitze zu verbreiten.

Zwei Mann waren im Boote zurückgeblieben, wir andern — unserer sechs — versuchten in die unteren Räume vorsichtig hinabzusteigen, aber wiederholt mußten wir von unserem Vorhaben absehen. Aus Fugen und Spalten quoll ein schwarzer Qualm uns entgegen und verkündete auch hier den baldigen Herrschaftsantritt seines feurigen Gebieters.

Zweifelnd hielten wir inne.

Da! Was war das? Mitten durch das Knattern der teertriefenden Schiffstaue und das Siegesgeheul der vernichtenden Flammen . . . ein lang gezogenes Stöhnen . . . horch! ein zweites . . . Laute eines lebenden Wesens!

Wir hatten nicht lange zu suchen.

Vor dem Aufstieg der Kajütentreppe lag regungslos ein junges Weib. Aus dem Hinterhaupte rieselte

ein feiner Blutstrom, augenscheinlich veranlaßt durch das Aufschlagen des Kopfes auf die eisenbeschlagene Stiege, auf der das bleiche Antlitz mit dem wirren aufgelösten Haar noch ruhte. In seiner Nähe spielte ein Kind, es mochte ein zweijähriges Mädchen sein, das bei dem Anblick unserer von Rauch und Ruß stark geschwärzten, vom Feuerschein grell beleuchteten Gestalten laut zu weinen anfing. Schnell nahm ich das hilflose Ding auf meinen Arm und traf Anordnung, das ohnmächtige Weib, das offenbar seine Mutter war, in das Boot zu schaffen. In wenigen Minuten waren Mutter und Kind gerettet.

Es war die höchste Zeit. Als wir nach Helgoland mit dem seltsamen Strandgut zurückgekehrt waren, hatte sich die breite Feuersäule auf dem erregten Meere verdoppelt: der Wind war umgesprungen, das ganze Wrack war eine Lohe.

Die Geretteten ließ ich in mein Haus schaffen. Schon während der Heimfahrt war es meinen Bemühungen gelungen, die Bewußtlose durch Benetzen mit Wasser und scharfes Reiben mit Branntwein, wie ihn die Gefährten zu ihrer Stärkung mitgenommen hatten, auf Augenblicke in das Leben zurückzurufen. Ihre erste Frage galt dem Kinde. Dann sank sie wieder in die frühere Nacht zurück, um erst unter der liebevolleren Pflege meines Weibes ihr dauernd entrissen zu werden.

Noch während der ganzen Nacht lag der rote Schein des brennenden Wracks auf dem Meere. Am nächsten Morgen rauschten die beruhigten Wogen

über die Stätte hin, und nichts erinnerte an die aufregenden Vorgänge des letzten Abends. Von der gewissenlosen Mannschaft, welche das Schiff vorzeitig verlassen hatte, haben wir niemals wieder gehört. Sie wird in der stürmischen Nacht untergegangen sein.

Die Fremde erholte sich wider Erwarten schnell. Aus ihrem Munde weiß ich das Folgende: Das Schiff hatte im Hochsommer Indien verlassen. Ihr Gatte, mit dem sie nur drei Jahre vermählt gewesen, hatte dort einer Faktorei ihres Vaters vorgestanden und war einem tückischen Küstenfieber erlegen. Sie befinde sich auf der Heimreise nach Hamburg, wo ihr Vater noch als angesehener Kaufmann lebe . . . Sie nannte den Namen — Helmy! Du errätst! Ich hatte die Tochter meines Bruders gerettet . . ."

Der Erzähler schweigt, und eine bange Stille lastet auf dem engen Gemach, welche der staunende Helmy nicht zu unterbrechen wagt. Nach langer Pause und mit geschwächter, merklich zitternder Stimme fährt er fort: „Jene Frau ist Deine Mutter geworden. Nach acht Tagen hat sie Dich in dieser Kammer geboren."

„Vater", stottert der Überraschte, „so bist Du nicht mein — —"

„Nein!" murmelt der Kranke, „Dein Großoheim, und jenes Kind ist Deine — Schwester —"

„Was ward aus — ihr?"

„Es ist die — schwarze Fremde!"

„Vater! Sprichst Du die — Wahr —?“ Er hat sich hastig erhoben.

„Du sagst es,“ erwidert jener tonlos.

Erschüttert sinkt der erblassende Jüngling auf den Stuhl zurück und begräbt das fahle Antlitz in die heißen Hände. Er glaubt ersticken zu müssen, . . . der Alte läßt ihn gewähren. Qualvolle Minuten verstreichen. In dem kleinen Raum herrscht Totenstille, die nur das regelmäßig wiederkehrende Ticktack der Kukuksuhr unterbricht.

Endlich rüttelt der Alte den Sprachlosen auf.

„Im Nebenzimmer, in der untersten Lade des gelben Schreins, findet Du ein schlichtes Silbermedaillon. Es enthält die Bildnisse Deiner Eltern . . .“

Mechanisch hat Helmy sich erhoben und wankt jetzt in das anstoßende Gemach. Bleischwer liegt es ihm in den Gliedern, er ist wie betäubt . . . Nach einer Weile kehrt er zurück, die silberne Kapsel in der bebenden Hand. Sie gleicht derjenigen, die er so oft an Margarethas weißem Hals betrachtet, auf ein Haar.

„Das ist das Vermächtnis Deiner Mutter! Sie hat es selbst als ihr Liebstes getragen, ein gleiches ihr Mädchen. In ihrer letzten Stunde bat sie mich, es Dir zu wahren und einstmals, wenn Du erwachsen sein würdest, als ein treues Amulet zu überreichen. In dieser Stunde habe ich mein Wort erfüllt.“

„Und meine Mutter?“

„Sie ließ ihr Leben, als sie Dir das deine geschenkt hatte. Ich habe es Dir niemals verheimlicht.

Nur eine andere hast Du als Deine Mutter verehrt. Mehr durftest Du nicht wissen! In Frau Anna sahst Du Deine liebe Mutter; sie ist Dir das gewesen, was Dir die leibliche nicht sein sollte. Hielten wir Dich doch immer wie unser eigen Kind!

Als ich vor dem Lager stand, das Deine Mutter nicht wieder verlassen sollte, als sie mir in schwachen Lauten die Lage ihres väterlichen Hauses in Hamburg — o, ich kannte es zu gut! — beschrieben hatte mit der Bitte, nach ihrem Tode dafür zu sorgen, daß Ihr, ihre Kinder, Eurem Großvater zugeführt würdet, da — da tauchte ein Gedanke mir in der bewegten Seele auf, der bald feste Form gewann. Uns hatte der Himmel Nachwuchs versagt — so forderte ich den Preis. Nach kurzem Bedenken willigte sie ein, denn schon am Tage vorher hatte ich sie in unsere traurige Verwandtschaft eingeweiht. Papiere, welche ich nach ihrem Abscheiden in den Kleidern vorfand, bestätigten ihre Aussagen.

Niels ist der einzige, der um unser Geheimnis weiß. Er hat es treulich gewahrt. Er war es auch, der das verwaiste Gretchen nach Hamburg zum Großvater brachte, der sich nach Vorzeigung der schriftlichen Beweise bereit erklärte, das Mädchen erziehen zu lassen. So verlor ich es aus den Augen . . .

Da das verbrannte Segelschiff Eigentum des hamburgischen Handelsherrn gewesen war und auf dessen eigene Rechnung und Gefahr den Verkehr zwischen den beiden Häusern vermittelt hatte, so wurden von Seiten der Behörden keinerlei eingehendere

Nachforschungen angestellt. Die Aussage meines Schwagers, das Kind sei das einzige Wesen, das gerettet sei, fand bei meinem Bruder um so mehr Glauben, als er in der Rettung seines Enkelkindes einen Fingerzeig von oben erblickte, der ihm das, was er an seiner Tochter gesündigt, an ihrem Kinde wieder gut machen hieß. Er hatte sie vor Jahren zu der liebeleeren Ehe mit jenem Manne gezwungen, den er um geeignet hielt, seine Interessen in der indischen Niederlassung zu vertreten . . .

Es ist ihm heiliger Ernst damit gewesen, denn Du selbst, Helmy, hast mir oftmals erzählt, wie zärtlich der alte Herr um seine Enkelin besorgt sei, und mit welcher Liebe das junge Mädchen an dem Greise hinge. Zu spät aber habe ich erst gemerkt, daß Du von meinem Bruder sprachst. Hätte ich ihn wiedererkannt, so hätte ich vielleicht eine Aussöhnung angestrebt. So aber habe ich niemals, wenn er hierher kam, mit ihm gesprochen — und er hielt den Verschollenen gewiß für tot!

Erst im letzten Jahre glaubte ich eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen Euch zu entdecken, und ich erinnerte mich der Bemerkungen, welche Du schon früher von ihrem Verhältnis zu dem alten Herrn und zu Hamburg hattest fallen lassen. Ich zog Niels ins Vertrauen, der aber lachte mich aus, so daß ich schließlich glaubte, das Alter und die Erfahrungen meines Lebens hätten mich mißtrauisch gemacht.

Als aber die Fremde in diesem Sommer abermals wiederkehrte, da wurde es erschrecklich hell in meinem

alten Kopf. Sie schien Dir noch ähnlicher geworden zu sein, und von dem Silbermedaillon, das ich sonst noch niemals an ihr bemerkt hatte, verwahrte ich ja selbst ein ganz gleiches Seitenstück in unserer gelben Truhe. Eine unsagbare Unruhe erfaßte mich, als ich Eure wachsende Vertraulichkeit zu einander wahrnahm. Ich hielt es nicht aus — mit voller Gewißheit wollte ich Dir gegenübertreten. Heute kenne ich die Wahrheit: Sie ist die Frucht meiner Reise, die ich vor wenigen Tagen nach Hamburg machte. Margaretha ist Deine Schwester.

Ich habe noch etwas nachzuholen. Nach kaum drei Jahren war mein braves Weib Deiner Mutter in das Grab gefolgt. Jener Hügel, auf dem im Sommer die blauen Glockenblumen ihre zarten Häupter im frischen Seewind wiegen, vereint sie beide in alle Ewigkeit, und wenn ich zu Dir sprach: ‚Komm Helmy! Wir wollen am Grabe Deiner Mutter beten!‘ dann redete mein Mund keine Lüge. Du bist oft an ihm gestanden.

Ich war wieder allein. Ich hatte nur Dich noch und war eine Spanne Zeit glücklich in Deiner Kindesliebe zu mir. Ich wollte Dich retten, retten vor dem Los, dem ich nicht entflohen war. Deshalb — doch brauche ich es Dir noch zu sagen? — erzog ich Dich nach den schlichten Grundsätzen unserer Insel, wo ich das Glück gefunden hatte. Aber es hat nicht bei mir ausgedauert!

Dich wollte ich vor dem Schicksal verbergen — es trat mich mit Füßen. Durch die Preisgabe meines

Geheimnisses allein, das Du niemals erfahren solltest, vermochte ich Dich zu retten. Ich habe es Dir vertraut. Du weißt alles!“

In dem kleinen Raume ist der Erregung tiefe Ruhe gefolgt, — Totenstille. Selbst die bunte Kukuksuhr in der Vorderstube hat ihr lustiges Ticktack eingestellt, . . . das Räderwerk ist abgelaufen.

Helmy beachtet es nicht. Wie geistesabwesend ist er auf seinem Sitz vornüber gesunken, das kleine Silberstück in der heftig zitternden Hand. Er weiß von nichts, sein Hirn vermag nicht mehr zu denken. Wie lange er schon so dasitzt — er weiß es nicht, . . . vielleicht eine Stunde . . . vielleicht schon länger.

„Vater!“ bebt es endlich leise von seinen Lippen.

Der Angeredete antwortet nicht.

Er schläft, vermutet der unglückselige Jüngling und versinkt wieder in das vorige Nachbrüten. Abermals ist eine lange Zeit verstrichen . . .

„Vater!“ erneuert der Kopflose die Ansprache, — keine Antwort. Er ist aufgesprungen. Er greift nach der herabgesunkenen Rechten, um sie im nächsten Augenblick wieder fahren zu lassen. Sie ist kalt, eiskalt — schwer sinkt sie in ihre vorige Lage zurück. Ängstlich lauscht er, das Ohr auf die entblößte Brust des bleichen Mannes geneigt, kein Laut . . . das Herz steht still, — der herzenswunde Mann ist tot!

Die weissagende Warnung des Arztes hat sich nur zu bald als wahr erwiesen; das andauernde Sprechen, das der erfahrene Mann als aufregend verboten, hat seinen Tod beschleunigt.

Betäubt sinkt Helmy nieder . . . Minuten, ungezählte, verstreichen . . . Ihm ist so schwül, er stürzt ans niedrige Fenster — hastig reißt er die verschossenen Vorhänge auseinander, die erfrischende Luft streicht ihm um die heiße Stirn.

Fern am Horizont will die Sonne niedergehen und breitet ihre Strahlen wie goldige Schabracken weit über das Meer. Sie, die so oft Zeugin seines heimlichen Glücks gewesen ist, giebt Helmy auch jetzt zuerst die Besinnung wieder.

Sonnenuntergang!

Er erinnert sich des gestrigen Abends, wie er ihr beim Abschied versprochen, heute um dieselbe Zeit mit ihr hinauszufahren aufs Meer.

„Hinaus", murmelt er, „sie wird mich erwarten, . . . ich muß ihr alles sagen."

Schnell birgt er das Kleinod am Hals unter der braunen Bluse und ergreift den breitrandigen Strohhut . . . Noch ein langer, ein letzter Blick dem treuen Alten, — dann eilt er hinaus.

Auf der Schwelle begegnet ihm Niels. Er hält den erregten Knaben an, der mit scheuem Gruß an ihm vorüberstürmen will.

„So eilig, Helmy? Was macht der Vater? Ich muß doch sehen —"

Mitten im Satze ist er verstummt. In den entstellten Zügen des Erregten hat er die traurige Antwort gelesen. Mit stummer Geberde deutet jener auf die hintere Kammer, — dann macht er sich von dem Erschrockenen los und stürmt ins Freie.

Er weiß nicht, wie ihm zu Mute ist; er vermeint, nicht weiter zu können, und doch tragen ihn die schlotternden Kniee. Die vielstufige Steintreppe, die Unter- und Oberland mit einander verbindet, hat er längst hinter sich gelassen. Er wandert schon hart am Strande, und doch erinnert er sich nicht, wie er herabgekommen ist.

Doch jetzt, da er das bethränte Auge aufschlägt, steht „die schwarze Fremde“ ihm gegenüber. Sie ist schon lange am Strande auf und niedergeschritten; hier harrt sie seiner, wo er sie schon so oft erwartet hat.

„Helmy!“

Lächelnd, mit ausgebreiteten Armen steht sie da und schilt mit anmutigem Scherz seine Saumseligkeit.

Ihm schneidet es ins Herz.

„Margaretha!“

Sein erster Gedanke ist, sie an sein stürmisch pochendes Herz zu ziehen und ihr alles sogleich zu sagen, sein zweiter: das Meer! Dort, wo er die schönsten Augenblicke seines Lebens gelebt, wo seine junge Liebe den seligsten Himmel erträumt hat, dort, ja, nur dort kann er aus tiefster Brust sein Leid ihr weinen, nur dort ihr klagen, daß sie ihrer Liebe entsagen — entsagen? und fürderhin fein brüderlich und schwesterlich leben müßten . . . ‚Müßten?‘ rief es zweifelnd in ihm . . . ‚Müßten!‘ antwortete es tonlos. Es giebt keinen Ausweg.

„Du hast geweint, Helmy . . . Wie Du erregt bist — hat der Vater Dich gescholten?“

Abgebrochen, hastend hat sie die Worte hervorgestoßen; ihr Lachen ist verstummt.

Er sinkt an ihre Brust.

Kein Wort vermag er ihr zu sagen. In seinem fieberheißen Hirn jagen sich die Gedanken.

‚Noch einen Kuß, den letzten ihrer bräutlichen Liebe!‘ raunt es in ihm.

Er deckt ihren schwellenden Mund mit dem seinen.

„Helmy! Hier am Strand — die Fußgänger —“

Ihre Worte bringen ihn zur Besinnung.

„Komm! Du sollst alles erfahren!“

Leicht hebt er sie in den bereitliegenden Nachen. Hastig hißt er die Segel, und in wenigen Minuten ist das pfeilschnelle Boot den menschlichen Blicken entrückt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die kleine Scene, die sich soeben hier am Meeresufer abgespielt hat, ist das Werk weniger Augenblicke gewesen.

Das äußere Gepräge des Meeres hat sich seit einiger Zeit merklich verändert. Ein frischer Abendwind hat sich aufgemacht, den die Schwüle während des ganzen Tages bereits angekündigt hat. Das Wasser fängt an sich zu kräuseln, und die vielen weißbeschwingten Segelbarken und Ruderböte, die noch vor einer Stunde das weite Meer belebt haben, flüchten sich in den schützenden Hafen.

Oben am Falm stehen wieder Gruppen plaudernder Schiffer, wie allabendlich in der Feierstunde. Mit aufmersamer Besorgnis verfolgen sie ein kleines

weißes Wölkchen, das sich im Osten seit geraumer Zeit gezeigt hat. Es gewinnt schnell an Größe und kommt in rasender Eile näher; im Wachsen wechselt es die Farbe; jetzt zeigt es sich aschgrau, um bald darauf in ein dunkles Schwefelgelb überzugehen. Das ganze Firmament ist bald von den falben Wolkenmassen, die sich fest in einander schieben, überzogen, und nur im Westen, wo der Tag verglüht, finden sie einen kurzen Widerstand.

„Das Wetter kommt herauf," flüstern die Männer einander zu. „Der Sturm muß bald da sein, . . . da giebt's noch ein Unglück . . . wer da auf der See —"

Der Sprecher verstummt.

Schnaubend fährt der Wind in kurzen Stößen über die Insel, über das Meer. Die Wogen bäumen sich auf, und auf einzelnen hohen schäumt bereits ein starker Gischt. Eine graugelbe Dämmerung hat sich ausgebreitet.

Der Kampf ist auf der See ausgebrochen, der Orkan ist da.

„Dort . . . seht Ihr's?" ruft plötzlich einer der Männer, „dort!" Er wies mit der Rechten. „Die Windhose! — Kommt ins Haus! . . . das Wetter ist da!"

In der Ferne hat sich eine finstere Trombe gezeigt. Schadlos schreitet die Wassersäule an der Insel vorüber. Sie verfolgt mit rasender Wucht

jene Richtung, die vor einer Stunde das Boot der Liebe eingeschlagen hat.

Schweigend haben sich die wettergewöhnten Meermänner in die schützenden Häuser zerstreut. Eine solche Nacht haben sie noch kaum erlebt.

* *
*

Zwei Tage sind vergangen.

Es ist noch früh, aber an der Nordspitze des Felsens ist es schon lebendig. Die Schiffer, unter ihnen Niels, sind dort versammelt; einige von ihnen sind mit langen Stangen und Haken bewaffnet und alle sehr erregt.

Während der Nacht hat die See zwei Leichen ans Land gespült oder vielmehr in eine jener Felsschluchten gelandet, die hier das bröckelnde Gestein zerklüften. Die beiden halten sich fest umschlungen, und um beider Hals schimmert ein silbern' Schmuckstück an gleichem Kettlein.

Das Schicksal ist in seine Rechte eingetreten, aber in dem entfärbten Antlitz des Jünglings leuchtet es verklärt: er hat seine Liebe in den Arm geschlossen, fest, fest. Mit ihr vereint, hat der Tod keine Bitternis für ihn gehabt!

„'s ist schad' um ein so junges Leben," murmelt der biedere Niels, und eine einsame Thräne zittert in der weißen Wimper, als sie die beiden davontragen, „aber der Helmy war von jeher ein Träumer!"

Gertrud.

*

Nach Tagebüchern und Briefen erzählt.

Als ich vor langen, langen Jahren mein Bündel schnürte und in die fremde Welt hinausziehen sollte, da legte meine Mutter es mir, dem zum ersten Male Scheidenden, warm ans Herz, über die Tage in der Fremde ein Tagebuch zu führen. Ich willfahrte ihr gern. Äußere Eindrücke und Erlebnisse gedachte ich niederzuschreiben — mein Herz liegt in diesen Blättern. Von ihm will ich erzählen.

Ein Tagebuch ist immer unvollständig, zumal dieses, da ich es nur in Auszügen mitteile. Es setzt erst verhältnismäßig spät im Leben ein, erst dann, wenn der Mensch auf sein Innenleben aufmerksam wird, wenn er Interesse gewinnt, die Eindrücke des Tages und die großen und kleinen Erlebnisse der Seele für die Zukunft festzuhalten. Jene ersten Begegnisse muß ich aus der Erinnerung wiedergeben. Ich muß von meiner Kindheit erzählen, aber ich will kurz sein. —

Wir waren Nachbarskinder. Unsere elterlichen Wohnungen waren nur durch die umgrenzende Flur von einander geschieden. So war es eigentlich selbstverständlich, daß wir auch treue Gespielen wurden,

obgleich sie gerade um vier Jahre jünger war als ich. Es konnte ja auch nicht anders sein, denn die übrige Bewohnerschaft des Dorfes setzte sich meist aus armseligen Bauern und Tagelöhnern zusammen, und ihre Kinder waren keine Genossen für den zarten Buben aus dem Pfarrhause.

Gertruds Vater war der einzige Großgrundbesitzer in der Umgegend, dazu unser nächster Nachbar — denn das eigentliche Dorf erstreckte sich an den sanften Hängen der bewaldeten Hügelkette — kurz, die Natur schien uns auf einander angewiesen zu haben. Es war eine schöne Zeit, so schön, daß mir die Erinnerung daran bis in das Kleinste treu geblieben ist. Und doch weht es mich wie ein Traum an, wenn ich mich in dieses Kinderglück zurückdenke, wie ein schöner, erquickender Traum.

Gertrud war ein wildes Mädchen, für ihre Jahre kräftig entwickelt, voll strotzender Gesundheit: Auf den runden Wangen blühten die Rosen im frischesten Rot, die großen dunkelblauen Augen blitzten im Übermut, wenn sich der Mund zum Lächeln verzog — alles Lust, alles Leben! So ist das erste Bild, das ich von ihr in meinem Herzen trage.

So steht sie vor mir, wenn ich mich in jene Zeit zurückträume, wo wir zusammen auf den nahen Berg und in den Wald sprangen oder in Hof und Scheuer ihres Vaters uns im frischen Heu tummelten. Wir haben es arg getrieben — kein Winkel in der großen Wirtschaft war vor uns sicher. Besonders das Hühnervolk hatte allen Grund sich vor uns zu

verbergen. Wie waren wir glücklich, wenn eine Henne mit lautem Gegacker plötzlich vom sicheren Versteck auf dem Heuboden aufflog und uns so das Nest verriet, in das sie heimlich die großen Eier legte, um eines Tages das stolze Familienoberhaupt mit dem starken Zuwachs freudig zu überraschen. Kein anderer menschlicher Fuß verirrte sich auch sonst in diese vergessenen Winkel!

In das weiter entlegene Thal kamen wir seltener. Führte uns aber einmal der Weg zu den ärmlichen, wenn auch reinlichen Kathen, dann mußte es ein scherzhafter Anblick sein, uns zu sehen, wie wir ernsthaft und würdevoll durch die Gassen schritten, denn es war uns nicht verborgen, daß wir der Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit waren: Die Frauen hielten in ihrer Arbeit inne und kamen vor die Thür, um uns freundlich bei Namen zu rufen; die Kinder, die auf der Gasse ihre Spiele einstellten, blickten uns scheu von ferne an. Das merkten wir bald, und nichts war natürlicher, als daß wir uns um so inniger aneinander schlossen, je mehr wir uns der Schranke bewußt wurden, die uns von jenen schied

So ging es Jahre lang, und unser Verkehr wurde kaum eingeschränkt, als der Vater begann, mich durch täglichen Unterricht auf das Gymnasium vorzubereiten. Es war ja auch so natürlich, daß alles beim alten blieb: Wir hatten beide keine Geschwister, beide waren wir die stolze Hoffnung unserer Eltern.

Wir hatten einander gern, obgleich ich es hier keineswegs verschweigen will, daß wir uns bisweilen

recht weidlich zankten, wie Kinder zu thun pflegen, und oftmals arteten unsere Zwistigkeiten sogar in Thätlichkeiten aus, denn ich, der Stärkere, der die zartere Gespielin in jugendlichem Übermut als Untergebene anzuschauen pflegte, war derselben durchaus kein artiger Ritter, sondern nur zu gern ein gebietender Selbstherrscher, der mit dem ganzen Eigensinn eines verzogenen Kindes die von der Freundin angezweifelten Rechte des Älteren verteidigte. Im großen und ganzen waren wir aber recht wohl verträglich, und wenn wir uns auch am Ende bei unseren Spielen erzürnten, so ging ich doch freudig auf Gertruds Wünsche und Neigungen stets ein, sobald sie den meinigen nicht widersprachen. So erinnere ich mich noch heute genau — und ich kann mich dabei niemals eines Lächelns erwehren — wie meine Mutter, wenn ich gar zu eifrig von nichts anderem als Gertruds Kochherd erzählte, oft herzlich betrübt und erzürnt werden konnte, weil sie glaubte, aus einem Knaben, der noch mit zehn Jahren so eifrig die Geheimnisse der Küche ausforschte, könne zeitlebens nichts anderes als höchstens ein guter Koch werden. Dann mußte Gertruds lebhafte Mutter, die — in Wesen und Anschauungen selbst noch ein Kind — uns in unseren Spielen immer unterstützte und auch selbst daran teil nahm, ihre ganze Gesprächigkeit aufbieten, um sie nur von der Möglichkeit eines anderen passenderen Berufes ihres hoffnungsvollen Einzigen zu überzeugen. Die gute Frau hat Recht behalten, und ich bin heute wohlbestallter Pfarrer.

Ich war mittlerweile elf Jahre alt geworden, als wiederum einmal die Ostern heranrückten, die ich diesmal mit den eigenartigsten Gefühlen b ging, denn nach Verlauf der Festtage sollte ich in der That in die Stadt übersiedeln, um dort den Grundstein zu meiner mütterlicherseits so sehr in Frage gestellten Bildung zu legen. Ein eigentümliches Gefühl war es, das meine junge Brust durchzog, nicht richtige Traurigkeit, denn ich sollte ja den Wohnsitz unseres Fürsten kennen lernen, und all' die tausend Wunder, die meine kindliche Einbildungskraft aus unerschöpflichem Born hervorzauberte, sollten sich erfüllen in aller Herrlichkeit! Aber auch die rechte Freude, die ich sonst vielleicht bei einem solchen Ausblick in die Zukunft empfunden haben würde, wollte sich keineswegs einstellen, obgleich ich gegen alle, deren ich ansichtig werden konnte, mit stolzer Würde mein Entzücken über meine Reise in die Welt äußerte, weil ich fürchtete, sie würden, zeigte ich ihnen diese weichere Seite meiner Seele unverhüllt, über mich lachen — in meinem Herzen sah es anders aus.

Nicht allein das allen Kindern, auch den lernlustigsten eigene, halb unbewußte Vorurteil gegen den Staub und die trockene Einseitigkeit der Schulzimmer, nicht allein die niederdrückende dunkle Ahnung, die ich nicht aus dem Herzen zu bannen vermochte, daß ich auf dem Wege nach der fürstlichen Hauptstadt die schönsten Tage und Träume der Kindheit hinter mir ließe, waren es, welche diese beklommene Stimmung des unabwendbaren Sichdareinergebens in mir

erzeugten, sondern vielmehr die aufrichtige Betrübnis um den Verlust einer so liebenswürdigen Spielgefährtin, die ich natürlich zurücklassen mußte, oder — soll ich ganz aufrichtig sein — der Kummer über das jähe Ende, das Gertruds Kochtöpfe nun voraussichtlich nehmen würden, sobald ich mich in der Stadt mit den garstigen Genusregeln der lateinischen Sprache und ihren findigen Ausnahmen vertraut machen mußte. Aber auch Gertrud sagte ich nichts von meinem verstimmten Herzen.

Der Abschied kam.

Vater und Mutter begleiteten mich beide in die nahe Stadt. Unter den wechselnden Bildern, die in farbiger Frische und leuchtendem Kleid an meinen Augen vorüberjagten, und den stürmenden Gedanken, die in meiner verwunderten Seele kreisten, wurde mein Sinn mehr und mehr in die blaue Ferne gelockt, und mehr und mehr ließen die Bilder von mir, die ich daheim geliebt hatte.

Als dann der große stille Wald, durch den wir bisher auf bequemen Wegen dahingefahren waren, zurückwich und ich plötzlich die Hauptstadt mit ihren ragenden Türmen und dichtgedrängten Dächern — alles feurig getaucht in die grelle Glut des Mittags — von der Höhe des Berges zum ersten Mal zu meinen Füßen prahlend und lockend zugleich ausgebreitet liegen sah, da habe ich aufgejauchzt in kindlicher Lust und meines trauten Heimatdorfes im Walde vergessen.

Ein unendlich kühnes Gefühl durchzog meine

Brust, als unser Gefährt bald darauf durch das alte Johannisthor — ein Überbleibsel der früheren starken Befestigung der inneren Stadt — in diese einlenkte. Die farbenreichen Bilder der neuen Umgebung, welche meine Seele begierig einsog, die vielen buntgeputzten Männer und Frauen, die am Sonntag die sauberen Gassen durchzogen, das Volksgewühl, das Geschiebe und Getreibe der rasselnden Wagen, das eigenartige Summen und Sausen in der Luft — kurz das ganze wundersame Leben, welches in allen Adern des städtischen Wesens kreisend schlug, wirkte betäubend und doch zugleich belebend auf den Fremdling, dem das bunte Bild wie ein Wunder aus „Tausend und eine Nacht" erschien, das er daheim in dem stillen Frieden seines Walddorfes nimmer für möglich gehalten hätte.

Die liebenswürdige Aufnahme, welche ich bei meinen künftigen Pflegeeltern — nahen Verwandten von Gertrud — fand, ließ mich bald vollends die heimatlichen Reize, für deren Empfänglichkeit mich die lange Dauer ihrer Gegenwart abgestumpft hatte, vergessen oder doch zum mindesten soweit hintansetzen, um in der neuen Umgebung alles viel schöner zu finden als daheim in meinen Bergen. Ich lebte in einer neuen Welt und glaubte, nichts würde leichter sein, als jene andere, die hinter mir lag, zu entbehren. Ich war ja auch ein Kind!

Nur Gertruds gedachte ich noch bisweilen oder wünschte doch, sie hier zu haben. Bald sollte auch ihr Bild mir mehr und mehr verblassen.

In meinem neuen Heim fand ich einen Spielgesellen; er hieß Theodor, war ein Vetter meiner kleinen Freundin und zwei Jahre älter als ich. Ich mußte ihm viel von ihr erzählen, ob sie groß und lustig sei und schöne Spielsachen habe. Er fragte nach allem, was sein Kinderherz bewegte, denn er hatte sie noch niemals gesehen!

Am andern Tage begann die Schule.

Getreu dem Rate meiner Mutter fing ich nun hier in der Fremde an, Tag für Tag meine Erlebnisse in Schule und Haus kurz niederzuschreiben, zuerst nur, um dem mütterlichen Wunsche Rechnung zu tragen, denn mein Versprechen war mir heilig und meine Mutter liebte ich über alles. Zu meinem Leidwesen habe ich alle diese Blätter später, als sie meinen Anforderungen nicht mehr zu genügen schienen, wieder vernichtet. Sie waren meistens mit Tagesereignissen angefüllt, kleinen Freuden und Leiden des Knaben- und frühesten Jünglingsalters, deren Kenntnis für eine spätere Zeit ihren Wert verloren hatte. Hin und wieder war auch ein Gedicht eingestreut, natürlich lyrischer Art, oder eine Ritterballade — Sünden, die ich durch Vernichtung der anklägerischen Urkunden abgebüßt zu haben glaubte.

Und doch! Wie lebhaft bedaure ich heute, diese ersten beredten Zeugen meines Daseins so schonungslos zerstört zu haben! Es ist so anziehend zu sehen, wie allmählich der Mensch im Menschen sich zu entwickeln beginnt, das Erwachen des ersten Innenlebens zu verfolgen — so schön und herzerwärmend für den

gereifteren Mann, wie für eine Mutter der Anblick ihres Kindleins sein mag, wenn es zum ersten Mal die großen Augen aufschlägt und halb verwundert, halb erschreckt in eine unbekannte Welt hinausschaut!

Mir ist diese Lust durch die vorschnelle Strenge meines Jugendentschlusses genommen — ich will versuchen, so gut es eben gehen will, in diesen ersten Abschnitt meiner Jugend die Erinnerung schweifen zu lassen. Ich werde nicht viel mehr finden — denn es ist lange her.

In das Leben auf dem Gymnasium, dessen strenge und eintönige Gemessenheit mich im Anfang verletzte, nachdem der erste Rausch und der Stolz, die Gelehrtenschule zu besuchen, verflogen war, hatte sich mit der Zeit mein ernster Wille zurecht gefunden.

Theodor war mir, obgleich er auch in der Schule mir um zwei Jahre voraus war, ein lieber und bald unentbehrlicher Freund geworden, dessen Fertigkeit im Rechnen und später in der Mathematik mir Achtung, und dessen zuvorkommende Bereitwilligkeit, auch mich in die dunklen Geheimnisse des Pythagoras und der Trigonometrie einzuweihen, freundschaftliche Liebe abnötigen mußte. Ich gab sie, natürlich unbewußt, um so lieber, als ich mir hinwiederum meiner Fortschritte in den alten Sprachen und besonders in unserer Muttersprache und dem heimischen Schrifttum keineswegs unbewußt war — Wissenschaften, die ihm seinerseits viel Kopfzerbrechen verursachten und mir die erwünschteste Gelegenheit boten, ihn heimlich bei der Übersetzung der Äneis oder der Pompejana

des Cicero zu unterstützen! Auch hier hatte das Schicksal zwei Menschen zusammengeführt, die für die Schule des Lebens auf einander angewiesen zu sein schienen — das Leben hat es Lügen gestraft.

Die Ferien brachte ich regelmäßig daheim zu, wo ich — wenigstens noch in den nächsten Jahren — die schöne Zeit in Spielen mit Gertrud verträumte. Als ich aber einmal heimkehrte und das Versetzungszeugnis nach Quarta mit nach Hause brachte, erklärte ich Gertrud fest und bestimmt, daß ich fortan nicht mehr kochen, geschweige denn mit ihren Wachspuppen spielen würde. Zuerst fand sie das lächerlich, als sie aber merkte, daß ich es ernst meine, wurde sie sehr traurig darüber und begann mich lebhaft zu bitten, von diesem bösen Vorsatz abzulassen. Ich erinnere mich dessen noch deutlich — es war ein scherzhaftes Kinderbild. Gertrud in ihrem halb neckischen, halb ernsthaften Schmollen, ich mit dem ganzen heiligen Eifer für meine Wissenschaft und dem Entsetzen über eine den glücklichen Quartaner so erniedrigende Zumutung.

Wunderbarer Weise bin ich aber diesmal wirklich fest geblieben.

Nun schweiften wir zusammen durch den Wald, lagerten uns — hierin noch ganz Kinder — im weichen Moos unter den schattigen Buchen und lugten, die Hände unter dem lockigen Kopf gekreuzt, mit sorgloser Lust in das tiefe Blau des Himmels über uns, welches uns zuweilen das dichte Laubdach wie zum Gruße zeigte, um es dann schnell wieder zu ver-

bergen. Hatte sich so unsere junge Seele gelabt an diesem reinen Blau des Äthers, dann sprangen wir auf und liefen jubelnd davon, um auch den Leib mit Erd- oder Bickbeeren zu erfreuen, wie sie die Jahreszeit gerade darbot. Das war eine Lust! „Geteilte Freude ist doppelte Freude,“ aber wir hielten dieses Sprüchwort für durchaus unweise — wir teilten nicht, sondern jeder sammelte für sich und suchte dem andern durch seinen Eifer im Sammeln zuvorzukommen, denn die Gütergemeinschaft hatten wir gleichfalls auf meinen Ausspruch, derartiges sei nicht mehr passend, mit Anfang dieser Freitage aufgegeben. Hatten wir dann genügend gelesen, so stürmten wir wieder zu unserem alten Platz zurück und machten es uns bequem wie vorhin, und ich erzählte dem guten Mädchen, das mit offenem Munde und verwunderten Augen lauschte, von meinen Begebnissen in der Stadt oder erklärte ihr immer wieder meine stattgehabte Rangerhöhung. Sie schien sich mit mir sehr darüber zu freuen und die ganze Bedeutung dieses welterschütternden Ereignisses nach Gebühr zu schätzen.

Aber die schöne Zeit, wo zwei junge Menschenkinder, die sich gern haben, noch sorgenfrei und allein in den blühenden Wald wandern dürfen, rauschte auch an uns vorbei auf Nimmerwiederkehr. Die lächerlich steifen Formen und herkömmlichen Rücksichten dieser kalten Welt, in der wir lebten, standen bereits in bedrohlicher Nähe hinter uns. Die Spiele hörten ganz auf, und unsere einsamen Waldgänge mußten eingestellt werden. —

Es war wieder einmal die Zeit der Hundstage, und ich reiste in mein Heimatsdorf.

Mein erster Gang war natürlich zu Gutsbesitzers.

Unbefangen trat ich in den geräumigen Flur mit den großen Fliesen und der ehrwürdigen Wanduhr. Die Magd führte mich in die Laube, wo die Herrschaft um den Nachmittagskaffee gerade beisammen saß.

„Sieh' da! Unser Franz", rief der Gutsherr mir zu, als er mich von ferne kommen sah, und streckte mir seine großen braunen Hände, die von tüchtiger Arbeit erzählten, entgegen. „Willkommen!"

„Grüß Gott, Herr Nachbar", jubelte die kleine bewegliche Frau, die eben wieder ihrem Manne eine frische Tasse des duftigen Getränkes eingeschenkt hatte. „Willkommen Fränzchen, willkommen in der Heimat!" Dabei sprang sie mir in ihrer drolligen Art, sich gehen zu lassen, wie ein Kind entgegen und breitete, wie um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, die zarten Arme aus.

Auch Gertrud war schnell aufgestanden und hatte ihre Stickerei bei Seite geschoben. Aber sie that keinen Schritt vorwärts.

Ich sah, wie ein flüchtiges Rot über ihre Wangen fuhr.

Es war zwischen uns beiden immer eine alte, liebe Sitte gewesen, uns jedesmal, wenn wir uns nach längerer Zeit wiedersahen, zu umarmen und in unserer lebhaften Freude zu küssen.

Unwillkürlich hatte ich die Arme ausgebreitet und war so mit lachenden Augen vor sie hingetreten; sie

aber hatte die ihrigen schnell zu Boden geschlagen, und that sehr befangen. Ungestüm küßte ich sie auf den blühenden Mund.

„Gertrud“, sagte ich leise, indem ich sie noch umfaßt hielt, „nicht wahr, der schöne Brauch soll bestehen bleiben zwischen uns?“ Abermals war es wie glühender Purpur über ihr Antlitz gefahren. Sie neigte das blonde Haupt, aber sie antwortete nicht.

Ich sah sie scharf an, und mit einem Male schoß es mir wie eine Ahnung durch den heißen Kopf — die morgenfrische Knospe da vor mir werde in der Nacht aufbrechen; noch war sie geschlossen, noch duftete sie nicht, aber zwischen den saftigen Kelchblättern glühte schon das erste zarte Rot der schwellenden Rose und ließ ihre baldige Schönheit ahnen.

Ich selber war verwirrt; ihre mädchenhafte Scheu machte auch mich befangen.

„Gertrud“, stammelte ich mir selbst unbewußt und nur ihr verständlich, „Du bist so anders heute — Du bist so schön geworden — Du —“

Die Frau Amtmann unterbrach mich. „Kommt Kinder“, rief sie uns zu, „was steht Ihr so abseits! Gertrud, hole eine Tasse für den Franz — der Kaffee ist noch warm.“

Gertrud ging.

Ich mußte nun erzählen und berichten, was sich in der Hauptstadt verändert habe und ob ich in der Obersekunda gut fortkommen könne — kurz, sie fragte nach allem, was man einen jungen Mann von achtzehn Jahren eben zu fragen pflegt.

Es war mir eigen zu Sinn, und ich mußte wohl sehr unzusammenhängend von meinen Erlebnissen berichten, denn in jedem Augenblicke unterbrach mich die kleine Frau und warf mit guter Laune ihre lustigen Einfälle oder neckischen Fragen, ohne dann eine Antwort abzuwarten, dazwischen. Gertrud schaute nicht auf — sie schien sehr gewissenhaft an ihrer Arbeit zu sticken — oder war sie auch so zerstreut, daß sie immer, wenn sie einige Stiche gemacht hatte, diese wieder auftrennen mußte? Sie war doch sonst so geschickt!

Der Kaffee stand noch immer unberührt vor mir.

„Willst Du nicht trinken, Franz?“ fragte jetzt der Hausherr, indem er sich eine neue Cigarre anzündete.

Gedankenlos goß ich die Sahne in das braune Getränk.

„Wie geht es Theodor?“ fragte Gertrud plötzlich, da das Gespräch ins Stocken zu kommen drohte und blickte dabei flüchtig von ihrem Linnen auf.

Ich antwortete nicht sogeich. Wie ein Alp legte es sich um mein Herz. Ich hatte in der That ganz vergessen — jawohl! vergessen, so war es! — ihn in meinem langen Bericht zu erwähnen, ohne mir etwas dabei zu denken. Aber jetzt! Sie selbst fragte nach ihm! Wo wollte das hinaus?

Ich fühlte, ich wurde noch verlegener. Aber war er nicht ihr Vetter? Lag es nicht so nahe, daß sie sich nach dem, von welchem sie wußte, daß er mein bester Freund sei, erkundigte? So war es doch wohl nur eine Aufmerksamkeit gegen mich, daß sie mich so

teilnehmend nach meinem Freunde fragte? Ich suchte mich bei diesem Gedanken zu beruhigen, aber so ganz wollte es mir nicht gelingen. Sie hatte ihn ja noch nie gesehen! Sie wußte nur seinen Namen. Aber was sind uns Menschen, die wir nur dem Namen nach kennen?! War es Neugier? Was wollte sie nur? Ein unbestimmtes eigenartiges Gefühl überkam mich, aber es war ein bitteres, und ich konnte es nicht unterdrücken.

„Theodor?“ wiederholte ich und sah sie groß und betroffen an.

Sie stickte ruhig weiter.

„O“, entgegnete ich möglichst gelassen und bemühte mich, meine innere Erregung niederzukämpfen, „er wird nächste Ostern die Universität beziehen! Der Glückliche“, fügte ich seufzend hinzu, „er wird mich allein lassen —“

„Ihr seid wohl sehr befreundet?“

„O ja, ja“, bestätigte ich zerstreut. „Gewiß, wir sind gute Freunde!“

Die Gartenthür knarrte in ihren Angeln.

„Der Postbote, Väterchen!“ wandte sich jetzt Gertruds Mutter zum Hausherrn und gab dem Gespräch eine andere Richtung.

Ich atmete erleichtert auf.

Mit großen Schritten eilte ich ihm entgegen und nahm ihm das Kreisblatt und einen rotversiegelten Brief ab: „Fräulein Gertrud“ stand darauf in kräftigen Buchstaben geschrieben.

Ich erblaßte — ein unausgesprochenes, aber nie vorher empfundenes Gefühl zog mein Herz abermals in bitterer Qual zusammen. Was war es?

Hastig überreichte ich die kleine Zeitung dem Vater, der sie jeden Abend mit großer Ungeduld erwartete.

„Fräulein Gertrud" wandte ich mich an diese und gab ihr das rotgesiegelte Schreiben. „Danke schön", lächelte sie, und ließ den Brief nachlässig in ihre Tasche gleiten.

Wie kam dieser Dank so lieblich und anmutig von den rosigen Lippen! Und doch, damals klang es mir wie gellender Hohn in die Seele und goß mir von neuem Bitternis in mein wundes Herz.

„Ich lese meine Zeitung im Zimmer, es wird schon dunkel hier draußen," sagte der Vater.

„Ja, wir wollen alle ins Haus gehen — es wird kühl", bestätigte die Hausfrau und erhob sich. „Du bist natürlich heute Abend unser Gast, Franz, und speisest zur Nacht bei uns."

„Ich danke, aber sie erwarten mich zu Hause".

Ich verabschiedete mich kurz, um meine Zerstreutheit zu verbergen. Meinen Kaffee hatte ich nicht berührt. — —

In dieser Zeit, wo mein Herz so bewegt schlug, fangen die Quellen meiner damaligen Niederschrift wieder reichlicher zu fließen an. Einige Blätter gebe ich hier unverkürzt wieder — freilich, dann und wann

werde ich mir einige kurze Erklärungen, an geeigneter Stelle, in den Text verstreut, nicht versagen dürfen. Für einen Dritten bleibt ein Tagebuch — und ist es noch so eingehend — doch immer lückenhaft!

Hier sind die Blätter!

* * *

17. April 18.0.

Heute erhielt ich von Theodor, der diese Ostern die Hochschule bezogen hat, einen Brief. Er ist so bezeichnend für seine schwärmerische, feurige Seele, daß ich ihn hier folgen lasse.

„Teurer Freund!

Meinen Gruß zuvor! — Nun bin ich doch in Jena und sauge bereits tüchtig — ein neugeborenes Kind — an den weisheitstrotzenden Brüsten unserer alma mater. Du weißt es, Vater war ursprünglich gegen meine Neigung, nach Jena zu gehen, eingenommen, weil er glaubte, es sei für meine Ausbildung wünschenswert, daß ich zunächst eine Großstadt wählte. Gegen Berlin hatte ich aber einen entschiedenen Widerwillen. Bei meiner großen Liebe für die Natur und meinem stürmischen Drange nach Freiheit konnte ich nicht zweifeln, wohin ich mich wenden sollte. Vater hat endlich nachgegeben — zwei Semester bleibe ich sicher hier.

Der Traum meiner Kindheit, einmal in Jena zu studiren und die schäumende Kanne zu heben, hat sich erfüllt — ich bin glücklich. Ein neuer Stern ist über meiner Jugend aufgegangen! Ich habe mich schon völlig eingelebt — als wenn das eine Kunst wäre! Sie nimmt den Fremdling auf mit offenen Armen, diese versteckte Gebirgsstadt. Du mußt sie selbst sehen, liebster Freund, diese Musenstadt, wie sie sich so scheu

und doch so traulich an die blinkende Saale schmiegt, mit ihren Türmen und roten Schindeldächern; Du mußt selbst in ihnen gewandert sein mit lustigen Genossen, um den eigenen Zauber dieser nackten Berge zu verstehen, der mich so gewaltig gepackt und berauscht hat.

Nackte Berge? hör' ich Dich verwundert fragen. Ja, denke Dir! Was ich überall am meisten entbehren würde — hier vermisse ich den Wald nicht einmal! Als ich diese Entdeckung zuerst machte, empfand ich einen tiefen Schmerz. Was sollte ich hier in dem nackten Gestein, ich, der in der Heimat gewohnt war, die Leiden, so mich auf der Schulbank drückten, dem stillen Grund meiner Wälder mitzuteilen und dadurch Linderung zu erfahren; ich, der ich die Freuden des alltäglichen Lebens doppelt empfand, wenn über mir die hohen Wipfel der Buchen rauschten und heilige Stille mich umfing! Und gerade den Wald hatte ich hier am meisten gesucht!

Freilich! Die entferntere Umgegend — nach Weimar zu — ist mit tannenreichen Forsten bestanden, ja schon die Rückseite unserer Berge ist schön bewaldet — aber es ist viel zu beschwerlich, häufiger oder gar täglich über den breiten Rücken der steinernen Bergriesen hinwegzuklettern.

Es sind stolze Berge, sehr stolz — und ich habe sie schon sehr lieb gewonnen. Da ist alles scharf gezackt, viel Licht und viel Schatten, kühn, gewaltig — und der Jenzig ist der König, der allen gebietet. Noch heute Morgen, als ich mein Fenster öffnete,

um die mildere Frühlingsluft hereinzulassen, hab' ich ihn lange beobachtet. Im Thal brauten noch die Nebel, dichte Nebel; von der Stadt sah man nichts, sie hatte die Tarnkappe der weißen Dämpfe noch fest auf ihr müdes Haupt gedrückt — nur der oberste Teil des Kirchturmes schaute verschlafen in den frischen Morgen hinaus.

Hinter dem Jenzig stieg die Sonne flammend empor und schien ihn mit einer Krone schmücken zu wollen. Er lag schon frei: er hatte nichts mit dem Staube der Erde gemein! Zitternd traf ein Strahl seiner himmlischen Feuerkrone den Turmknopf der Stadtkirche, und es war, als wollte er der träumenden Stadt zurufen: Nun Erdenvolk da unten, noch so verschlafen? Der Tag ist da — die Krone glänzt auf dem Haupte Deines Königs! — — Die Nebel wogten durcheinander, es schien, als ob die schlaftrunkene Erde noch nicht die weiche Hülle sich von den Gliedern fortziehen lassen wollte. Sie hatte so süß geschlafen!

Da blitzt es im Thale auf, über den Fluten der Saale liegt es wie blinkendes Gold. Mit vielen Krümmungen und anmutigen Bewegungen schickt sie ihre Morgengrüße zu der im Lichte thronenden Majestät empor.

Der Nebel hatte sich gehoben. Die Stadt schaute freundlich auf. Durch die alten Thore zogen soeben die Marktleute mit ihren Waren in die erwachte Stadt. Vor meinen Fenstern aber lag der funkelnde Tau auf dem jungen Grün, das sie umrankt. Es war

mir so eigen zu Sinn. So manche Gedanken stürmten auf mich ein — ich war glücklich, und es war mir, als hätte ich wieder wie einst als Kind, wenn sich die Mutter an mein Bettchen setzte, meine Morgenandacht verrichtet. Ist denn nicht auch das Sichversenken in die Natur, das Sichselbstvergessen und das Beten zu jenem „Gott“, wie die Philosophen sagen, ein und dasselbe? Beten wir nicht auch, wenn wir uns in die Rätsel der uns umgebenden Natur vertiefen und uns selbst darüber vergessen?

Und darum will ich meine Berge nackend. Ich vermisse den Wald hier nicht — er paßt nimmer in diese große Landschaft! Ein bekleideter Jenzig wäre kein König mehr — er wäre zu alltäglich, so gewöhnlich! Die Natur ist ja auch um so vieles weiser als das Menschenvolk auf der Erde. Unverhüllt zeigt sie ihre schönsten Reize, den Fluß der Linien, den ruhigen Frieden ihrer Gebilde. Und ist nicht das Schönste in der Natur der menschliche Körper? Ist es nicht der höchste Ehrgeiz der Kunst, dieses Meisterstück des Schöpfers nachzubilden? Nenne mich einen planlosen Schwärmer, Franz — es bleibt dabei: Die wahre Schönheit verhüllt sich nicht! Wenn es auch eine gebieterische Forderung der rauheren Witterungsverhältnisse unseres Erdstrichs ist, unseren Körper mit dem schützenden Kleid zu versehen — was hindert uns, das Sklavenjoch der albernen und unschönen Tracht der Gegenwart abzuschütteln? Aber wir wollen Ausdehnung unseres Daseins, Hinausschieben der Grenzlinie zwischen unserem Leib und der Außen-

welt, Erweiterung der Persönlichkeit über die Grenzen des Körpers hinaus — deshalb verzichten wir auf die Schönheit, um uns von unserem Tastsinn angenehm täuschen lassen zu können. Wir empfinden uns selbst in den Falten und Zipfeln unserer wallenden Mäntel, und das auf Stelzen dahinschreitende Kind glaubt in den Enden derselben selbst gegenwärtig zu sein.

Wie groß und selbstlos stehen die Alten da! Mit frommer Herzenseinfalt gaben sie sich der Bewunderung über die Schönheit der schlanken Leiber ihrer Jünglinge in der Palästra hin; sie lebten in dem Schönen, weil sie es täglich mit Augen sahen, und deshalb haben sie das Größeste in der Kunst geleistet. Hätten die Griechen wohl jemals so große Meister wie Myron, Pheidias, Praxiteles u. A. hervorgebracht, wenn sie das Auge der Künstler zeitlebens von dem Anschauen der heiligsten Schönheit entwöhnt hätten? Bonaventura Genelli arbeitete nackend in seinem Atelier, um immer von neuem das Knie in begeisterter Andacht vor der Schönheit zu beugen, die in dem weichen Linienfluß des menschlichen Körpers wohnt!

Das Herz ist mir noch voll, aber es führt mich hier zu weit. Lebe wohl!

Theodor."

* * *

Mitte Juli 18.0.

Seit acht Tagen bin ich wieder bei den Eltern. Es scheint aber, als ob die großen Ferien diesmal sehr eintönig verlaufen sollten. Gertrud sehe ich selten; sie hat immer viel Besuch — Pensionsfreundinnen, meistens noch Backfische, die sehr vornehm thun. Es ist eigentümlich, so zutraulich und brüderlich ich zu Gertrud bin — fremden Mädchen gegenüber dünke ich mich noch immer ein befangener — — Knabe. Das Wort sträubt sich in der Feder, aber es ist doch so!

Ich weiß nichts mit ihnen zu sprechen. Sie sind in der Regel noch zu sehr Kinder, als das man ihnen die Verehrung Erwachsener entgegenzubringen vermöchte, und wollen doch nimmermehr Kinder sein! Von Äneas und Dido, wie sie auf der Jagd in der Grotte vor dem Gewitter Schutz suchen, oder vom Versbau einer Ode Horazens kann man nicht wohl mit den Unreifen reden — und ich hinwieder bin nicht flach genug, um mit ihnen Tag aus Tag ein über Bälle, Concerte oder Eisfeste mich zu unterhalten. Es ist eine häßliche Klemme für einen jungen Mann, zumal wenn er selbst noch nicht viel Jahre mehr zählt als sie und er selbst noch die Schulbänke drücken muß — ein Übel, das die „gebildete Tochter“ so lange schon überwunden hat. Sie behandeln einen so von oben herab, zumal wenn sie bald merken

man sei nicht Ritter genug, um sich gegen derartige Hiebe mit lachendem Gesicht zu decken.

Ich meide also lieber den Amtshof, obgleich ich mir manchmal Gewalt anthun muß — mit Gertrud läßt sich auch so hübsch plaudern!

* *
*

25. Juli 18.0, Abends.

Sie ist doch ein prächtiges Mädchen!

Heute Morgen war sie schon mit dem Frühsten erschienen. Mutter hatte kaum dem Hühnervolk das Futter gestreut, was immer pünktlich nach dem Kaffee geschieht. Ich lag gerade in meiner Hängematte, die ich gestern Abend zwischen den beiden großen Linden vor unserer Pfarre ausgespannt hatte. Ich wollte die Zahlen der griechischen Geschichte noch einmal durchgehen, aber ich kam nicht weit über Solons Gesetzgebung hinaus. Auch meine Pfeife, die mir alle Arbeit versüßt, versagte heute ihren Dienst und ging immer wieder aus. Ich hatte andere Dinge im Kopf — es war auch so schön heute Morgen! Und doch erfreute es mich nicht! Statt ins Buch hinein, blickte ich immer in den blauen Sommerhimmel über mir — meine Gedanken waren bei Gertrud. Ich hatte sie so lange nicht mehr gesehen und ärgerte mich nun im stillen über den Besuch auf dem Gute, dem ich alle Schuld an unserer Trennung beimaß.

Plötzlich wurde ich aus diesen finsteren Gedanken aufgescheucht. Meine Hängematte begann in den lebhaftesten Pendelbewegungen zu schwingen. Ein schlecht unterdrücktes Lachen mischte sich keck in das Knarren der unwilligen Taue. Als ich aufschaute, stand Gertrud neben mir. Sie sah sehr liebreizend aus in ihrem einfachen Morgenkleid mit dem Kornblumen-

strauß am Busen! Den Strohhut hatte sie über den Arm gestreift, so daß ich rechte Muße fand, das vom Gehen so frisch gerötete Antlitz, von dem übermütigsten Lachen verschönt, zu schauen. Dazu bemühte sie sich noch immer, mit aller Kraft die Wiegebewegungen meines Körpers zu verstärken. So ausgelassen hatte ich sie seit Jahren nicht mehr gesehen. Waren wir denn plötzlich wieder Kinder?

„Gertrud!“ rief ich freudig überrascht.

„Guten Morgen, Du Treuloser,“ kam es neckisch zurück. „Also zu Pastors muß man kommen, um Dich zu sprechen. Unser Besuch ist abgereist.“

„Gott sei Dank,“ rief ich unwillkürlich und sprang aus der Hängematte heraus. Sie mußte über meine Offenheit lächeln.

„Dacht' ich's doch,“ neckte sie mich. „Du bist noch immer so schüchtern wie früher, Franz. So ein Primaner — und befangen und auf den Mund geschlagen, wenn ein paar fremde Mädchenaugen ihn anlachen! Diesmal soll es Dir noch so hingehen — und nun führe mich zu Deiner Mutter!“

Mit diesen Worten sprang sie mir voraus in das Haus.

Es wurde ein Ausflug durch den Wald nach der Mühle verabredet und am Nachmittag unternommen.

Soeben kommen wir zurück. Ich bin auf mein Stübchen geeilt, um die Eindrücke dieser Stunden durch Aufzeichnung in mein Tagebuch festzuhalten.

Es ist ein seltsamer Tag gewesen.

Auf dem Heimweg hatte die Laune des Zufalls

es gefügt, daß Gertrud und ich von den anderen getrennt wurden — wir waren ein gutes Stück voraus geeilt. Eine lange Zeit schritten wir beide schweigend dahin. Obgleich es bereits stark zu dunkeln begann, so wollte die Schwüle, die den ganzen Tag über der dürren Landschaft wie ein Alp gelegen hatte, doch nicht weichen. Selbst im Wald, unter dessen regungslosen Wipfeln wir neben einander dahinschritten, ging die heiße Luft. Der Mond, der längere Zeit verschlafen über die schwarzen Tannenwände zu unserer Linken geschaut hatte, neigte sich bereits seinem Untergange zu. Hin und wieder blitzte ein Stern hell und glitzernd durch das hohe Laubdach. Ein berauschender Duft drang aus den Hecken blühender Gebüsche, der das Atmen noch beschwerlicher machte. Nur selten flatterte ein scheuer Nachtvogel aus seinem Versteck auf, den unser leiser Schritt aufgeschreckt haben mochte. Vom fernen Sumpf drang der schwermütige Ruf eines Glockenfrosches herüber — sonst war die tiefste Stille um uns her.

Es war eine richtige Sommernacht, wie sie die Dichter in ihren Liedern besingen — nichts Überirdisches war dabei, aber auch alles Irdische schien zurückgedrängt und weit entlegen. Eine solche Nacht, wo die Natur selbst zu beten scheint, stimmt die Seele weich zum Gebet und zur Einkehr in sich selbst. Wie weit liegt das Gemeine dann hinter uns!

Mir kamen die schönen Verse des Vergil in den Sinn, welche jene Nacht vor dem Untergange der Dido schildern, und auch an das kleine Eichendorff'sche

Lied mußte ich denken, welches ich jüngst von Theodor zum Klavier hatte singen hören:

„Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!"

Ich muß lächeln, wie ich mich dabei ertappe, den schon so oft besungenen Zauber der Nacht hier selbst niederzuschreiben — aber warum auch nicht? Ist es nicht ein Bedürfnis für uns, dasjenige, wovon das Herz so voll ist, uns von der Seele herunterzuschreiben? Empfinden wir nicht zum zweiten Mal das Glück und doppelt, wenn wir unsere Seligkeit auch anderen zugänglich machen? Wir können nicht besser in uns gehen und demütiger vor der Schöpfung des Höchsten das Knie beugen, als wenn wir immer wieder uns dieselbe vorstellen und mit heiligem Schauer uns in die erhabene Schönheit seiner Werke vertiefen. In solchen Augenblicken fühlen wir uns erhaben und eins mit dem Walten und Wesen des Göttlichen in der Natur und zugleich klein und gering wie der Wurm, den unser Fuß achtlos im Moose zertritt.

Auch Gertrud schien ganz in die feierliche Größe des Waldes vertieft. Kaum eines von uns hatte auf der langen Waldwanderung ein Wort gesprochen. Jedes schien die Sünde zu fürchten, die Seele des anderen aus ihrer Andacht zu reißen und keinem war

der Gedanke gekommen, wie eigen und zum mindesten unschicklich es sei, wenn zwei junge Menschenkinder, die keine Kinder mehr waren, allein in Nacht und Nebel durch den Wald wandern. Wir waren ja nicht auf der Erde! Sie lag ja mit all ihren engbegrenzten Gesetzen, Lügen und herkömmlichen Rücksichten so weit, so weit hinter uns beiden, uns Glücklichen!

Schon eine weite Strecke gingen wir Hand in Hand, ohne eines vom andern zu wissen. Da brach ein Rehbock aus dem Tann und schoß dicht vor uns über den Pfad.

Gertrud fuhr erschrocken zusammen, und ihr schlanker Leib erzitterte.

Wie ein Nachtwandler, vernimmt er ein Geräusch, aus seiner luftigen Höhe herabtaumelt, so schien auch Gertrud in die Wirklichkeit zurückgekehrt zu sein und sich auf das Außerordentliche ihrer Handlungsweise zu besinnen.

Sie war stehen geblieben und hatte mir erschrocken ihre Hand entzogen.

„Franz“, begann sie mit leisem Vorwurf, „was haben wir gethan!“

Ich verstand sie nicht. Was wollte sie nur? Waren wir nicht oft allein durch Wald und Feld gestreift, gerade so wie heute? Ist es ein Verbrechen, mit einem uns teuren Wesen zusammen im süßen Schauer der Nacht auf dem heiligen Altar der Natur zu beten? Was sollte ich ihr antworten?

„Wir sind keine Kinder mehr,“ setzte sie mir aus-

einander und ihre Stimme klang sehr ernst. „Ich war so zerstreut und merkte es nicht, als wir uns allmählich in diese Einsamkeit verloren. Wir müssen zurück, was sollte — Theodor von mir denken!“

Sie hatte das Letzte so oben hin gesagt, aber mir grub sich mit Flammenschrift der Name in die Seele ein. Theodor? Was wollte er in der verschwiegenen Stille dieser süßen Sommernacht? Was sollte er zwischen uns beiden?

Während meines Aufenthaltes in der Heimat und in der Nähe Gertruds hatte ich ihn fast vergessen, aber ich fürchte — ich fürchte? — für die Folgezeit werde ich im Geiste ihn immer mit ihr zusammensehen — — —

Das Licht beginnt zu schwelen — ich hätte noch manches zu vertrauen, aber meine Augen schmerzen, und in der Seele brennt es mir wie Feuer — von einer Menge ungelöster — unlösbarer? — Rätsel . . .

* *
*

9. August 18.0.

Ich habe mich diesmal schwerer als sonst von Gertrud getrennt, ohne einen triftigen Grund für meine bedrückte Stimmung zu haben, denn Michaelis sehe ich sie ja schon wieder! Mit diesem Gedanken suche ich mich zu befreunden — aber ich weiß nicht, es liegt eine schwüle Gewitterstimmung in der Luft. Ich empfinde in schwachen Augenblicken ein Grauen, es überfällt mich dann eine Angst, aber ich weiß nicht, wovor. — Von Theodor habe ich lange nichts gehört — er muß jetzt Ferien haben.

* * *

10. August 18 . 0, Morgens.

Soeben erhalte ich Nachricht von der Mutter. Theodor ist seit einigen Tagen bei seinen Verwandten zum Besuch. Der Student, heißt es im Briefe, sei ein sehr gewandter junger Mann von artigem Wesen und liebevoller Zuvorkommenheit gegen seine Base Gertrud. — Ich verstehe nicht, warum Theodor mir selbst nichts von dieser Ferienreise geschrieben hat. Er mußte doch wissen, wie sehr das meine Teilnahme erregen mußte, da ich doch an allem, was ihn bewegt, so großen Anteil nehme und Gertrud meine Jugendfreundin ist!

*　　*
*

Drei Tage später.

Endlich hat er geschrieben. Er ist doch noch immer der Alte: Alles Neue zieht ihn an — er schreibt sehr verzückt über Gertrud. —

Hier ist sein Brief.

„Franz!

Ich weiß, Du bist ungehalten über Deinen Freund! Ich habe lange nichts von mir hören lassen, und auch heute verdankst Du es nur einem langweiligen Landregen, wenn ich schreibe. Von Deiner Mutter weißt Du, daß ich seit Anfang des Monats in Deiner Heimat bin. Sie ist schön, mein Franz, sehr schön, aber einen Schatz birgt das träumerische Dunkel ihrer Wälder, den ich hier nimmer zu finden glaubte — Gertrud!

Ich sollte Dir zürnen, denn ich fasse es nicht, wie Du Deinem Freunde gegenüber hast schweigen können von einem solchen Mädchen! Mit keiner Silbe thust Du ihrer Erwähnung in allen Deinen Briefen. Was wußte ich! Ich hatte eine Base Gertrud, aber daß diese Gertrud meine Base war, ahnte ich nicht. Franz! Dieses Mädchen! Habe ich nicht bisher umsonst gelebt? Weshalb — ich klage Dich an — hast Du mir das verschwiegen! Wie konntest Du mir das thun! Franz! Franz!

Wie besonnen sie ist! Alle Widersprüche, von denen mein Wesen so voll ist, gleichen sich aus, wenn

ich ihren verständigen Worten lausche. Ich bin sechs Jahre älter als sie, aber ich meine oft, ich sei allzu kindlich ihr gegenüber. Und dann neben diesem ruhigen Ernst, neben dieser schüchternen Besonnenheit der Rede der kecke natürliche Scherz! Ich weiß nicht, was den eigentlichen Grund ihrer Seele ausmacht — ist sie besonnen-ernst oder scherzhaft-harmlos? — nur das eine weiß ich, keins von beiden dürfte hier fehlen, ohne den schönen Einklang dieses Wesens zu beeinträchtigen. Wie stümperhaft und verbildet kommt mir die ganze übrige Schöpfung vor, seit ich sie gesehen!

Du Glücklicher, der Du diesen Engel sich entwickeln sehen durftest, teilnehmen an den großen Freuden und kleinen Leiden seines Kindesherzens Wie soll ich Dir das vergeben? Ich fühle etwas wie Neid — ich glaube zum ersten Male — und der Neid ist eine häßliche Empfindung zwischen zwei Freunden!

Soeben werde ich zu Tisch gebeten. Lebe wohl und laß bald von Dir hören Deinen glücklichen

Theodor."

*   *
*

Den 14. August 18 . 0.

Gestern Abend habe ich noch lange wach gelegen. Mir gingen so eigene Gedanken durch den heißen Kopf, der mir so sehr schmerzte. Ich mußte immer an Gertrud oder eigentlich — an Theodor denken.

Sein Brief ist doch seltsam! Das ist nicht seine sonstige Schreibweise — überschwänglich und schwärmerisch ist er ja freilich immer gewesen — aber diese abgerissenen Sätze, diese verworrenen Schilderungen sind nicht so abgerissen und verworren, wie es mir auf den ersten Blick schien. Ich habe den roten Faden gefunden, der sich durch sein ganzes Schreiben fortspinnt, ohne zwischen den Zeilen lesen zu brauchen — es ist mir, als schnüre dieser Faden mein Herz zusammen und ich müsse ersticken.

Was will er nur von Gertrud? Kommt es nicht mir ganz allein zu, ein solches Loblied dem lieben Mädchen zu singen? O nein, nein! und tausendmal nein! Er hat kein Anrecht auf sie, er darf es nie haben! Was drängt er sich zwischen sie und mich? Er ist ihr Vetter — nichts weiter . . . Nichts weiter? Nein, Nein!

Die Feder zittert in meiner Hand und im Kopf ist es mir so wüst — so erregt bin ich nimmer noch gewesen. O, Gertrud, Gertrud! Wäre ich bei Dir und könnte Dich fragen — ich will zur Ruhe gehen und für uns beten, ja für — uns beide!

* *
*

Am Tage darauf.

Ich bin in großer Versuchung gewesen, die Niederschrift, die ich gestern Abend gethan, wieder zu vernichten. Denn als ich sie heute, besonnener und ruhiger geworden, noch einmal durchging, erschrak ich recht ordentlich vor meinen eigenen Worten. Was ich mir selbst hehlte, ohne es recht zu wissen, hat meine Feder geoffenbart. Wie ein Schauer seligen Entzückens überlief es meine Seele, und dennoch zitterte ich am ganzen Leibe, nun es mir aus jeder Zeile entgegenblitzte: Du liebst sie! Ich war wie im Taumel — das Gewitter hatte eingeschlagen: Segnend quillt der laue Regen nieder, und mit seligem Schauer saugt unsere Brust nach der drückenden Tagesglut die erfrischte, gereinigte Luft ein, aber über uns und um uns her krachen die schwarzen Wolken mit wildem Geheul und die Blitze fahren zischend um unser Haupt und machen die Seele erzittern . . .

In meiner ersten Bestürzung hatte ich die Feder ergriffen, um den tollen Spuk zu bannen — aber löscht sie auch das Bekenntnis meines Herzens in mir selber aus? So mag es denn stehen bleiben! Wie einen Versucher schleuderte ich das schon angesetzte Rohr von mir — ich will es wahren, das süße Geheimnis — diese Blätter werden es nicht vorzeitig ausplaudern.

* *
*

Hier sind die Aufzeichnungen unterbrochen — vier ganze Jahre lang. Einen Grund für diese Erscheinung vermag ich heute kaum mehr anzugeben. In das geheimste Fach meines Arbeitstisches hatte ich die Blätter in jenen Augusttagen verschlossen, gleichsam um sie vor mir selbst zu verbergen. Ich scheute mich, die stummen und doch so beredten Zeugen meines geheimsten Seelenlebens wieder ans Licht der Sonne zu ziehen — ich wußte ja nichts mehr zu schreiben! Was in jener Zeit mein Herz bewegte, vermochte keine Feder zu schildern. Erst äußere Ereignisse, die in mein Leben eingriffen, konnten mich bewegen, eine so dankbare und zerstreuende Arbeit fortzusetzen. Ich hatte längst die Universität Kiel bezogen, um dort — der Familienüberlieferung treu — Theologie zu studieren, als ich den alten Vertrauten mit neuer Liebe an mein Herz zog.

Anfang August 18.4.

Seit einigen Tagen bin ich wieder daheim. Theodors Mutter ist plötzlich gestorben. Gertrud ist vorgestern abgereist, um den verwaisten Hausstand vorläufig zu leiten. Ich habe sie nur sehr flüchtig gesehen, als sie schon im Wagen saß, der sie an die Bahn bringen sollte. Sie war sehr blaß und erregt. Als sie mich sah, schien sie zu erschrecken und eine verräterische Thräne zu unterdrücken. Ob es ihr leid that, daß wir uns so unvorgesehen wieder trennen mußten? Es war, als ob sie ihrem Schicksale entgegenreise.

* *
*

11. August 18 . 4.

„Lieber, alter Franz!

Diese letzten Tage waren sehr bewegte für mich. Ich wußte oder ahnte es doch bei meiner Abreise, wo wir uns so flüchtig sahen, daß ich einer schweren Zeit entgegenginge. Du mußt es selbst bei unserer Begegnung empfunden haben! Doch nicht allein der Tod der lieben Tante bedrückte mein Herz — es war noch etwas anderes, was mir Furcht einflößte. Kein Mensch soll es jemals erfahren, aber Dir könnte ich nichts verheimlichen — Du wirst mich verstehen und mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, auch wenn ich Dir Schmerz bereiten müßte.

Es ist alles so eingetroffen, wie ich es im stillen fürchtend ahnte . . .

Laß Dir drum erzählen!

Als ich hier eintraf, fand ich Theodor auf dem Bahnhof vor, mich zu empfangen. Er drückte mir still die Hand. Sein aufbrausendes Wesen schien einem tiefen und wehmütigen Ernst gewichen zu sein. Er ist ein guter Mensch und hatte seine Mutter sehr geliebt. — Am dritten Tage haben wir sie begraben. Glänzend wie das Leben der Entschlafenen, war auch ihre Bestattung. Der alte Oberförster trug den Schmerz um den Verlust einer so liebenswürdigen Gattin mit männlicher, aber stolz ergebener Ruhe; mit keiner Wimper zuckte er, als sie die geliebte Hülle aus

dem Hause hinaustrugen und auf den schwarzverhangenen Wagen schoben.

Theodors Kraft schien aber ganz gebrochen. Sein übersprudelnder Jähzorn schien ihn verlassen zu haben. Seine stolze, selbstbewußte Haltung hatte einem schlotternden Gang Platz gemacht, der aufbrausende junge Referendarius — Du weißt, er hat kurz vor dem Tode seiner Mutter seine Universitätsstudien abgeschlossen — war kaum wiederzuerkennen.

Von dem verhangenen Fenster winkte ich der stillen Frau in dem reichbekränzten Sarg meinen letzen Gruß, während sich der düstere Zug langsam in Bewegung setzte . . . Nach Verlauf einer kleinen Stunde kehrten die Männer heim.

Da es nicht gut möglich schien, die Verstorbene auf ihrem letzten Gange zu begleiten, so äußerte ich am Nachmittag den Wunsch, das frische Grab zu besuchen. Theodor erbot sich sogleich, mich zu begleiten. Ich suchte es ihm vergebens auszureden, weil ich fürchtete, es würde ihn von neuem aufregen. Aber ich merkte bald, wie unbegründet meine Angst war. Er hatte sich selbst wiedergefunden. Er war wieder ganz der Alte — sein Gang hatte sich wieder gefestigt, und wie früher wiegte sich sein gedrungener Oberkörper elastisch in den Hüften. Seine wohltönende Stimme erklang wieder voll und stark, sein Antlitz, zwar ernst und bleich, war nicht mehr von dem Jammer der letzten Tage so graß verzerrt. Er schien mir um vieles männlicher als früher — sein Wesen hatte etwas Geschlossenes, Selbständiges,

Vollendetes bekommen. Der alte Oberförster selbst schien sich in ihm verjüngt zu haben.

Auf dem Friedhofe habe ich mich von Herzen ausgeweint, der wilde Schmerz der letzten Stunden blieb bei dem frischumkränzten Grabhügel zurück, aber eine trübe Ahnung von der nächsten Zukunft wollten mir alle Thränen nicht verscheuchen. Endlich erhob ich mich.

Theodor stand neben mir; seine Augen waren trocken.

„Wir wollen gehen,“ sagte ich leise.

„Gertrud,“ erwiderte er, „ich hätte Dir wohl etwas zu sagen —“

„Mein Gott! hier? Am Grabe der Tante?“

„Hier!“ kam es dumpf zurück.

Er hatte meine Hand ergriffen. Erst, als ich fühlte, wie sie in der seinen zitterte, empfand ich es, aber ich wagte nicht, sie zurückzuziehen. In solchen Augenblicken hat er etwas Gebieterisches, Dämonenhaftes.

„Gertrud,“ flüsterte er nun weich. „Möchtest Du wohl immer bei uns — bei mir bleiben —?“

Ich konnte es nicht verhindern, daß ein Thränenstrom aus meinen Augen stürzte, den der frischaufgewühlte Sand gierig verschlang. Das also war es! Nun wußte ich es, wovor mir immer gegraut hatte — mit einem Male war es mir so schrecklich klar geworden!

Ich biß die Lippen aufeinander, daß ein Blutstropfen heraussprang. Dann verwirrten sich meine

Sinne, und ich schlug neben dem Hügel, den die letzte Sonne mit leichtem Rot verklärte, nieder. Ein Druck auf meinen Lippen weckte mich; als ich die Augen aufschlug, sah ich noch eben, wie Theodor sich über mich gebeugt hatte und nun erschrocken zurückfuhr. Hastig hob er mich empor.

„Komm!“ sagte er kaum hörbar. „Ich habe Dich erschreckt, liebe Gertrud. Es will dunkel werden, wir müssen gehen.“

Auf dem Heimwege haben wir kaum ein Wort gewechselt — jedes war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Ich bin gleich auf mein Zimmer gestürzt, um Dir alles zu schreiben. Was wird die nächste Zukunft bringen? Ich fürchte, nichts Gutes, mein lieber Freund! Grüße alle meine Lieben daheim von

Deiner armen Gertrud!“

Ich war wie gelähmt an Körper und Geist. Wohl eine Stunde oder noch länger habe ich in meinem Schreibstuhl gelegen, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können. Als ich wieder zu mir selbst kam, hatte ich die Feder zur Hand genommen und begann zu schreiben.

Ich fühlte unwillkürlich, ich müsse Gertrud alles sagen, jetzt sagen. Plötzlich merkte ich klar, wie teuer sie mir sei und wie sehr ich sie liebte. Erst jetzt, da ein anderer seine Hand verlangend nach dem Schatze ausstreckte, empfand ich dunkel, wie sehr ich den gefährdeten verteidigen mußte und wollte. Ich versuchte, recht klar und offen, aber auch eindringlich

und bestimmt zu schreiben — mit einiger Mühe gelang es mir. Das Wort, das oft so unbequem und hölzern von der Lippe kam — meiner Feder war es unterthan. War ich nicht auch in meinem guten Recht?

Ich überging noch einmal die Zeilen und verschloß wohl befriedigt mit rotem Siegel das Schreiben, das ich morgen früh sogleich auf die Post zu tragen gedachte. —

Ich habe den Brief nie abgeschickt.

Als ich am nächsten Tage spät erwachte, war ich kleingläubig und schwermütig wie zuvor. Ich stand in meinem dritten Semester. Was konnte ich ihr bieten? Durfte ich schon jetzt ein Menschenleben an das meine ketten? Ich wollte mich ja nicht allein versprechen, sondern auch Gertrud binden!

Ich erschrak ordentlich und wurde rot, wie wenn ich mich bei einer Sünde ertappte. Wie konnte ich, der ich noch so weit von dem Ziele einer gesicherten, sorgenfreien Zukunft entfernt war, das für mich in Anspruch nehmen wollen, was sie dem Freunde, der so viele Vorzüge vor mir voraus hatte, versagen zu wollen schien? Mit einem Seufzer, den ich nicht unterdrücken konnte, warf ich die verschlossene Briefhülle in die Flammen, welche dieselbe gierig verschlangen. Gertruds Brief blieb unbeantwortet.

* *
*

19. November 18 . 4.

Theodor, der in seiner Vaterstadt bei einem Notar arbeitet, hat heute geschrieben. Hier ist sein Brief.

„Lieber Freund!

Ich bin verliebt. Weißt Du, was das heißt, mein nüchterner Freund? Himmel und Hölle berühren sich mir in dem einen Wort, in dem einen Namen: Gertrud. Nicht ausdenken kann ich den Gedanken, sie zu besitzen, sie ganz mein zu nennen, wie kein Mensch es vermag, die Seligkeit des Himmels auszudenken — aber eben so wenig den Gedanken, sie vielleicht zu verlieren. Was wären die Qualen ewiger Verdammnis gegen diese Hölle meines Herzens!

Tausendmal am Tage will ich mich ihr erklären! Ich habe den gigantischen Mut, den Olymp zu stürmen und die Götter von den Thronen ihrer himmlischen Glückseligkeit zu stürzen, aber dann, wenn ich vor sie hintrete und ihr in das große, sinnende Auge blicke, in dem es bei aller Ruhe wie verhaltene Leidenschaft glimmt, zerschmilzt all' mein Mut und meine Kühnheit — die Blitze ihrer fast göttlichen Hoheit, ihrer stillen Unnahbarkeit, die ihr ganzes Wesen ausmachen, schmettern mich in den Abgrund und in die Nacht zurück; ich vermeinte den Himmel

zu stürmen und winde mich im Staube, den Fuß küssend, der mich zertrat . . .

Aber es kann nicht so bleiben, nicht lange mehr — ich verzehre mich selbst an dem Feuer, das lodernd in meinem Herzen frißt. Der Tag wird kommen, bald kommen, wo sich alles wendet — vielleicht zum Guten, vielleicht zum Bösen. Ich kann nicht ohne sie leben — ich fühle es und weiß es bestimmt — — mein muß dieses Weib werden, diese Göttin!

Theodor."

* *
*

20. November.

Die ganze Nacht bin ich wach gewesen.

Es hat mich zuerst wieder übermannt, als ich seinen Brief gelesen hatte, und es kostete mich große Mühe, mein aufgeregtes Herz zu meistern. Unbewußt waren meine Thränen auf das Blatt niedergeflossen, das ich in der Hand hielt — ein sonderbarer Zufall hat es gefügt, daß des Schreibers Worte „vielleicht zum Guten“ sich verlöschten. Ich habe mich recht ordentlich ausgeweint — zum letzten Mal! — und dann bin ich ruhiger geworden. Wie Schuppen ist es mir mit einem Male von den Augen gefallen.

War ich denn nicht wirklich im Begriff gewesen, ein Verbrechen, eine Todsünde zu begehen? Würde ich nicht meinem Mitmenschen, den ich wie einen Bruder lieben sollte, den Todesstoß versetzen, wollte ich die Hand erheben und ausrufen: „Halt, Unseliger! Nicht weiter!“ Stand es da nicht in klaren und deutlichen Worten, er wolle sich ein Leides anthun, würde Gertrud nicht sein Weib?

„Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib!“ — „Du sollst nicht töten!“ — stürmte es in mir. Ein kalter Schweiß trat auf meine brennende Stirn. Ich war im Begriff, das Heil, das ewige Leben meiner Seele zu verscherzen, ich — der Mann Gottes! Es gellte mir wie ein Hohn in die Ohren. Ich sollte die Liebe predigen und wollte sie meinem

Nächsten rauben?! Wie ein Alp legte es sich auf meine Brust: Ich sank in die Kniee und fing an laut zu beten.

Da ist es wie eine süße Ruhe über mich gekommen. Ich fühlte, wie der Stern dieser irdischen Liebe erlosch vor dem Sonnenglanze des himmlischen Glückes, das allmählich wieder in mein befriedetes Herz einzog. Ich empfand etwas wie eine Vorfreude der Seligkeit der Himmel und segne den Vater, der seinen Kindern in dieser Welt des Jammers das Höchste schenkte — den Glauben. Pater, peccavi!

* *
*

30. November 18. 4.

Schneller, als ich dachte, ist es nun eingetroffen. Gestern hat Gertrud sich mit ihm verlobt. Sie hat es mir selbst geschrieben. Ich habe es sehr ruhig erfahren, und auch jetzt, wo ich ihren Brief noch einmal wieder durchgehe, brauche ich nicht zu fürchten, mich zu erregen Es ist stille geworden da drinnen!

„Mein lieber Freund,“ heißt es in ihrem Briefe, „mit solchen Qualen habe ich nimmer Dir geschrieben wie heute. Ich bin Braut — soeben haben wir uns verlobt — —

Du wirst Dich über meinen schnellen Entschluß wundern, und doch — ich konnte nicht anders! Nun ich das Weib eines andern werde, will ich offen, ganz offen gegen Dich sein, mein lieber, treuer Freund!

Einmal hatte ich erwartet, Du würdest mir auf meinen letzten Brief, in welchem ich Dir jene Scene auf dem Kirchhof erzählte, mancherlei zu sagen haben — ich habe mich danach gesehnt, weil ich von Dir allein Rettung hoffte, hoffen mußte. Tag für Tag verging, ohne daß sich mein stiller Wunsch erfüllte — kein Lichtstrahl drang in die verworrene Nacht meines stürmischen Herzens. Hatte ich mich in Dir getäuscht? Ich fühlte ein bitteres Weh, ich habe sehr gelitten. Dazu kam das stete Werben des Vetters, das mit jedem Tage leidenschaftlicher und feuriger wurde. Er mußte meine stille Ergebung, mit der ich

das Ausbleiben eines Lebenszeichens von Dir zu ertragen mich bemühte, für ein ihm günstiges Zeichen nehmen. Ich war ja auch so gebrochen!

Auch der Oberförster, der an mir ein fast väterliches Wohlgefallen zu haben scheint, deutete es mir zu wiederholten Malen an, daß ihm eine solche Schwiegertochter wohl genehm wäre; er freue sich, ein junges Wesen um sich zu sehen, unter dessen liebevoller Leitung sein verwaistes Hauswesen von neuem so trefflich gedeihe, und er selbst fühle sich mit den Jungen wieder jung — ich dürfe ihn nie wieder verlassen.

So kam der Tag, ein düsterer Novembertag.

Ich werde ihn nie vergessen.

Theodor war den ganzen Tag sehr erregt gewesen. Bei seinem Notar, wo er arbeitet, hatte er sich entschuldigen lassen und Unwohlsein vorgeschützt. Er hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen und ließ sich von keinem sprechen. Nur bei Tisch habe ich ihn gesehen. Er sah sehr verwacht aus, seine blanken braunen Augen, die sonst so klug und lachend in die Welt schauten, lagen tief in ihren Höhlen und schienen in düsterem Feuer zu erglühen — verborgene Leidenschaft, verzweifelnden Gram glaubte ich in ihnen zu lesen. Die sonst so sorgfältig und künstlerisch geordneten Haare flatterten wild und wirr um seine schöne, ausdrucksvolle Stirn, die sich noch bleicher als sonst von der dunklen Umrahmung abhob.

Ich erschrak, als ich ihn so ins Zimmer treten sah. Welche Verwüstungen hatte der eine Tag hier

angerichtet! Seine Stimme, die volle, tiefe Stimme hatte einen hohlen, heiseren Klang angenommen, er schien zu träumen, denn er sprach wenig und dann unzusammenhängend und irre. Ich saß ihm gegenüber, aber er schien mich kaum zu bemerken. Erst als ich ihm die Suppe reichte und mich nach seinem Befinden erkundigte, fuhr er aus seinem düsteren Brüten auf und schaute mich an mit Augen — wilden, verzehrenden Augen — daß ich den teilnahmsvollen Blick erschrocken zur Erde senkte.

Ich habe nie die Augen niedergeschlagen, wenn ein anderes Menschenauge in das meine schaute. In der Schule haben sie mich oft getadelt und mein Betragen als unschicklich verdammt und mich eine Kokette gescholten — aber weshalb soll ein junges Mädchen gerade vor dem Schönsten und Hehrsten, das die Natur dem Menschen verliehen hat, den Blick verhüllen?

Aber diese Augen! Das war nicht die Schönheit, welche sonst in ihnen gewohnt hatte — ein Höllenzauber glühte aus den umränderten Höhlen — ich konnte es nicht ertragen. O mein Gott!

Ich war einem Schwindel nahe. Erst der Ton seiner ausgedörrten, klanglosen Stimme rief mich in die schreckliche Gegenwart zurück.

„O", hörte ich ihn sagen, „mir ist wieder wohl, ja — ganz wohl. Ich werde bald genesen sein. . ."

Ich fühlte seine Worte wie ein zweischneidiges Schwert in mein Herz fahren. Was wollte er thun? Um Gotteswillen, war es so weit mit uns gekommen? Ich konnte ein unbestimmtes Gefühl der Furcht nicht

unterdrücken — war ich nicht mitschuldig an diesem Jammer?

Und doch! Hätte er jetzt, in diesem Augenblick, um meine Hand geworben — ich hätte sie ihm geweigert. Auch das Gerede und Gezischel, das unter den Dienstboten ging, konnte ich anhören, ohne einen Finger zu rühren. Sie erzählten sich flüsternd, wie sie vor fünf Jahren Theodors älteren Bruder, der ebenso leidenschaftlich und unstät, eines Morgens als Leiche aus dem Waldsee gefischt — es sei schade um einen so jungen, hübschen Mann, aber der junge Herr werde es nicht anders machen. Auch der Tote habe sich den Tag über in demselben Zimmer aufgehalten und sei dann bei Nacht und Nebel davongestürmt.

Ich fühlte mich nicht frei von Schuld — aber konnte ich es ändern? Zudem hatte er sich noch nicht einmal klar ausgesprochen, mit keinem Worte sich recht erklärt. Ich wußte zwar, er sei mir unsäglich gut, und kein Mensch würde mich jemals wieder so lieben, wie er. Aber sollte ich mich ihm an den Hals werfen und ihn um seine Liebe bettelnd ansprechen? Mein ganzer Mädchenstolz und -Trotz bäumte sich in mir auf — nein, nein, schrie ich, das Schicksal gehe seinen Gang; um diesen Preis kann ich Dich nicht retten!

Kurz nach Dunkelwerden hatte ich mich auf mein Zimmer begeben. Ich mußte Ruhe haben, mein Kopf schmerzte unsäglich. Ich war sehr erregt und erwartete mit Schauder die Schatten der Nacht. Schlafen konnte ich nicht. Ich hatte mich in meinen Kleidern

auf den großen Lehnstuhl am Fenster geworfen. Es däuchte mir unerträglich heiß in dem engen Zimmer, ich sprang empor und riß die beiden Fensterflügel weit auf. Draußen lag die schwärzeste Nacht; der Himmel hatte sich mit dunklen Wolkenmassen überzogen, und ein starker Frühschnee, mit feinem Regen untermischt, wirbelte gemächlich nieder.

Der scharfe Ost peitschte mir die großen Flocken in das fieberheiße Antlitz.

Ein eigentümliches Prickeln in den Wangen brachte mich erst wieder zu mir selbst. Schnell schloß ich die Scheiben, ließ den Vorhang herunter und warf mich von neuem erschöpft in den großen Stuhl.

Wüste Gedanken trieben ihren Unfug in meinem gemarterten Gehirn. Über mir lag Theodors Zimmer. Aber alles war still, ich konnte den Regen, der jetzt den zarten Schnee verdrängt hatte, an den Scheiben neben mir niederrieseln hören. Ich preßte die erhitzte Wange an das kühlende Glas — da jetzt! Ja, er mußte es sein. Ich hörte, wie über mir Theodor die Fenster schloß und nun mit großen Schritten auf und ab schritt, augenscheinlich in großer Erregung. Ich wußte es, über seinem Bette hing die Jagdflinte, die stets geladen war. Ich nahm alle meine Kraft zusammen. Großer Gott – die Tritte, deren Richtung ich ängstlich verfolgte, führten auf das Lager zu — jetzt also sollte das Entsetzliche geschehen! Um meinetwillen? Nein, nein! Das durfte nicht sein — ich war aufgesprungen und lauschte gespannter in fieberhafter Erregung auf jeden Laut . . .

Würden nicht die Leute die kalte, herzlose Nixe, welche den schönen Junker verzauberte, um sich an seinen Herzensqualen zu weiden, verdammen, mit Fingern auf sie weisen und sagen: „Seht! Das ist sie — die hat ihn in den Tod getrieben!" Der Tod hätte auch ihm die Märtyrerkrone nicht vorenthalten.

O ja, ich mußte hinauf und zwischen ihn und den Tod treten und sagen: „Halt ein! Nimm mich hin; ich will Dein — Weib sein!"

Schon hob ich den Fuß, um hinauf zu stürmen, da hörte ich, wie etwas Schweres dumpf zu Boden fiel. . .

So war es schon zu spät?

Aber was war das? Jetzt kam es die Stiege herab, taumelnd und polternd — auf mein Zimmer zu. Stürmisch wurde die Thür aufgerissen.

Ich verhielt mich ganz ruhig und wagte kaum zu atmen — jetzt mußte sich alles entscheiden. Ich wußte es genau.

Er hatte die Thür hinter sich zugezogen und schien nun, einen Augenblick an der Schwelle stehen bleibend, im dunklen Zimmer umherzuspähen. Zitternd hörte ich, wie sein Odem röchelnd und in raschen Zügen aus seinem Munde hervorging — er war in großer Aufregung.

Jetzt mußte er mich entdeckt haben.

„Gertrud!"

Er hatte sich mir zu Füßen geworfen und umklammerte flehend meine Kniee.

„Verzeih' mir," brach es ihm rauh von den Lippen, „ich kann nicht anders! Noch einmal mußte ich Dich sehen — Dich fragen, ob —"

„Theodor," sagte ich, „Du bist sehr erregt, Du bist krank!"

„Krank!" kam es vorwurfsvoll zurück, „krank! Meinst Du, liebes Mädchen?" Sein rauhes Lachen machte mich noch bestürzter.

„Steh' auf, Theodor," bat ich.

„Nicht eher, als bis ich mein Schicksal weiß."

Diesen Augenblick hatte ich gefürchtet, nun war er da, und ich wußte kaum, wo mir der Kopf stand. . . .

Gedankenlos zog ich ihn empor.

Da fühlte ich mich von zwei starken Armen stürmisch umfaßt, und seine trockenen Lippen brannten auf den meinen. Es dauerte lange, ehe er mich freigab: wieder und wieder empfand ich die verzehrende Glut seiner Küsse auf meinem Munde — es war eine unheimliche Lust. Die Sinne drohten mir zu schwinden, meine Kniee wankten — wie ein Kind hob er mich auf und trug mich zu dem Stuhl in der Fensternische. Der kühle Zug, der durch die Spalten des Fensterkreuzes mein Gesicht streifte, weckte mich zu neuem Leben.

Er hatte mich losgelassen und stand nun seitwärts in gemessener Entfernung. Der plötzliche Ausbruch seiner leidenschaftlichen Gefühle schien ihn beruhigt zu haben — ich hörte seinen Atem in regelmäßigen Zwischenräumen gehen. Keines von uns empfand die tiefe Nacht um uns her, aber ich

merkte, wie seine verlangenden Augen mich gierig verschlangen.

„Gute Nacht, Theodor!“ Ich war aufgestanden und streckte ihm die Hand entgegen. Er bedeckte sie, die kalte, mit seinen Küssen.

„Gute Nacht, Du liebe Braut! Habe Dank, Dank! Du hast mich gerettet — gute Nacht, gute Nacht!“

Ich war allein. — —

Jetzt graut es bereits im Osten. Verschlafen nickt der treue Epheu zu meinem Fenster herein, als wollte er mir Mut zusprechen. Ich konnte keine Ruhe finden — ich mußte Dir erst alles schreiben, mein alter, lieber Freund! O, mein Kopf! Mein Kopf!

Gertrud.“

* * *

2. Januar 18.5.

Mir ist heute etwas sehr Schmerzliches begegnet: Ich habe Gertruds letzten Brief empfangen. Theodor behütet sie wie seinen Augapfel. Ein freundlicher Blick, der Gertrud gelte, versetze ihn in die leidenschaftlichste Raserei. Er sei sehr eifersüchtig, argwöhnisch und mißtrauisch, so daß er fast nie von ihrer Seite weiche. Gertrud hat ihm versprechen müssen, den Briefwechsel mit mir aufzugeben.

„Wir leben in einer Welt voll leerer Rücksichten,“ — so heißt jene Stelle ihres Briefes — „in einer Welt, deren eisernen Gesetzen wir uns fügen müssen. Diese Welt wird unseren Briefwechsel verdammen, und Theodor wird der erste sein, dessen blinde Leidenschaft mich darob an den Pranger stellen wird. Unsere Freundschaft wollen wir uns erhalten, aber bedarf es dazu der Worte?“ — Ich kann ihre Ausführungen hier nicht alle wiedergeben. Es sind auch nicht ihre Gedanken, aber es ist sehr bitter. Es giebt ein Etwas, das alle Theologie und Lebensphilosophie zu Schanden macht. Doch, wohin gerate ich? Thörichtes Herz, brausest Du noch so leicht auf? Hast Du nicht jene Jugendliebe mit allen ihren Fasern aus deinem Boden ausgerottet? Gewiß, gewiß — die Erde mit ihrer Lust und ihrem Leid liegt weit hinter mir. —

Am Jahrestag ihrer Verlobung, am 29. November, wollen sie Hochzeit machen. Mein Vater soll sie trauen in unserer Dorfkirche. Gertrud hat es gewünscht, denn sie hat ihre Heimat sehr lieb.

* *
*

26. September 18. 5.

Heute hat sie ihren Geburtstag. Es ist mir sehr schwer geworden, ihr nicht zu schreiben und ihr meine Glückwünsche zu senden. Der Mensch hängt so sehr an alten Gewohnheiten; er wächst mit ihnen auf, und von Jahr zu Jahr wird es uns schwerer, diese uns liebgewordenen Pflichten hintanzusetzen. Mir ist es, als hätte ich ein Stück meines Ich begraben.

Gestern freilich ertappte ich mich dabei, wie ich schon die Feder angesetzt hatte — aber ich habe der Versuchung widerstanden. Wie ich Gertrud kenne, würde sie diese Überschreitung ihres Verbotes sehr betrüben und erzürnen — aber, vielleicht denkt sie doch heute nach hier! Meine Gedanken grüßen Dich aus der Ferne, Du trauliche Freundin! Sie sind es gewohnt, zu Dir zu fliegen mit scheuem Gruß — keine Fessel irdischer Rücksicht hält die leichten. Auch in der Ferne bin ich Dir nah!

Von Theodor habe ich lange nichts vernommen. Seitdem Gertrud ihm versprochen ist, hat er mir nicht mehr geschrieben. Es ist etwas zwischen uns getreten, ich kann es nicht mit Worten aussprechen, aber es liegt mir im Gefühl, im Blute. Er scheint dieselbe Empfindung zu haben. Auch daß er seine

zweite juristische Prüfung glänzend bestanden, was ich kürzlich auf Umwegen erfuhr, hat er mir nicht angezeigt. Er ist ein ungewöhnlicher Mensch, man darf ihn nicht mit dem Durchschnittsmaße messen.

*   *
*

25. Oktober 18. 5.

Gestern bin ich plötzlich in die Heimat gerufen, da Vater schwer erkrankt war. Er hat es nicht mehr erfahren können, daß ich meine Amtsprüfung abgelegt habe. Als ich gestern Abend heimkehrte, war er ein stiller Mann — ein leichter Tod hat ihn berührt und hinübergeführt in die Gefilde des Lichtes.

Ich fand Gertrud, die seit einigen Wochen wieder hier ist, um ihre Aussteuer zu rüsten, tröstend bei der Mutter, die verzweifeln wollte. Keine Frage nach dem Kranken wagte ich zu thun — als ich ins Haus trat, wußte ich alles. Gertrud war ruhig und gefaßt, sie drückte mir schweigend die Hand. Ich selbst, im tiefsten Herzen bewegt, verstand den großen Schmerz meiner Mutter, aber keine Thräne wollte über meine Wange kommen. Mein Beruf war es, hier zu trösten, nicht zu verzweifeln.

Ich war leise in die Kammer getreten, wo der Vater in seinem Bette wie ein tief Schlummernder ruhte. Das flackernde, unruhige Licht der Nachtlampe beschien sein liebes Antlitz, das einen seligen Frieden zurückzustrahlen schien. Er war ein Kind Gottes — sollten wir weinen, nun er den Frieden gefunden hatte? Ich sank in die Kniee, und meine Seele verlor sich in ein stilles Gebet.

Zum zweiten Mal in meinem Leben empfand ich, welch ein köstlich Ding es ist um den Glauben, um

den rechten, echten Glauben. Hand in Hand mit dem Seligen wandelte ich durch die Wolkenthore in die Reiche des ewigen Lichtes ein, mein Geist schwelgte mit den Geistern der Seligen im Schauen Gottes. Wieder lag die Erde weit hinter mir, wie dazumal, als ich die Liebe zu Gertrud gegen jene himmlische eintauschte.

* * *

14. November 18. 5.

Ganz unerwartet ist mir soeben meine Bestallung als Pfarrvikar an unserer Dorfkirche zugegangen. Da schon mehrere Menschenalter hindurch immer einer aus unserem Geschlecht das Wort Gottes von der Kanzel unseres Kirchleins herab verkündet hat, so haben sie auch mich wieder im Konsistorium dazu ausersehen, das verwaiste Amt meiner Väter — vorläufig stellvertretend — zu verrichten. Du, Herr, wollest mir Deinen Segen nicht versagen! —

*   *   *

29. November 18. 5.

O, Gott, mein Gott, gieb mir den Frieden wieder! Warum dieses fürchterliche Gericht?! Konntest Du diesen Kelch nicht an mir vorübergehen lassen?

Ich Thor! Ich selber habe über mich zu Gericht gesessen. Ich vergaß, daß ich Mensch war und ein Herz hatte, ein fühlendes, liebendes Herz, wie andere Menschenkinder. Nun es zu spät ist, zu spät für immer, erkenne ich es deutlich, daß keine Liebe des Himmels uns für die irdische entschädigen kann; jetzt erkenne ich klar, daß jenes Etwas, so wir „Liebe" nennen, durch keinen Machtbeschluß unseres Willens mag ertötet werden. — Ich liebe Gertrud noch immer — noch immer? nein, nein — ich habe niemals aufgehört sie zu lieben — und kann nicht mehr zu ihr gehen, ihr die Hand zu reichen und zu sagen: „Gertrud! Ich bin Dir gut." Es ist zu spät! O Gott, mein Gott! Wie soll das alles enden?

Und dann sagen die Leute, ich sei überreizt und krank, — ich habe mich überanstrengt! Aber was wissen sie! Was wußte ich selbst von meinem Herzen!

Es war meine erste Trauung. Heute Nachmittag habe ich sie zusammengegeben.

Die Kirche war brechend voll. So etwas hatten die alten Botenfrauen und Spittelweiber, die bei keiner Trauung fehlen, noch nimmer gesehen. Als wir noch Kinder waren, hatten sie schon Gertrud

und mich für einander bestimmt, und nun war es so spannend und angenehm aufregend, daß ich, der vermeintliche Bräutigam, das Paar einsegnen sollte. In der Sakristei hatte ich Muße genug, die erwartungsvollen Mienen der Dorfweiber zu mustern, die sich eines guten Platzes wegen schon zeitig in dem hinteren Teile des Schiffes eingefunden hatten. Ohne Groll konnte ich mich an dem einfältigen Gebahren dieser schaulustigen Alltagsmenschen ergötzen — ich kannte ja mein Herz noch nicht, und meine Predigt hatte ich wohl memoriert.

Allmählich füllte die Kirche sich mit den geladenen Gästen — ich kannte die meisten, die Muhmen und Tanten, die ganze Gevatterschaft. Da setzte die Orgel ein: Das Brautpaar betrat die Kirche. Der alte Oberförster, Band und Stern auf der stolzen Brust, führte mit leuchtendem Gesicht die zarte Braut seines Sohnes; dieser geleitete die Brautmutter an den reichgeschmückten Altar.

Das Brautpaar stand vor dem Herrn.

Unwillkürlich hielt ich den Küster am Ärmel zurück, der mir die Sakristeithür zu öffnen sich eben diensteifrig anschickte — mit einem Male packte es mich und ein Krampf zog mir das wunde Herz zusammen, als ich sie nun, von keinem bemerkt, in stiller Andacht betrachtete. Sie sah sehr schön aus heute, sehr schön, aber so bleich! Das schlichte Weiß, daß ihre schlanke Gestalt vorteilhaft hob, der lange, duftige Spitzenschleier mit den darauf verstreuten Myrtenzweigen verliehen ihr etwas Madonnen=

artiges, Überirdisches! Da brach die Sonne durch die bunten Glasfenster und überstrahlte mit rosigem Schein die Gruppe am Altar — über Gertruds blondem Haar lag glühend der Heiligenschein.

Das Orgelspiel ging zu Ende — ich war noch immer regungslos im Anschauen meiner Heiligen versunken. Der Küster, ein alter Mann, der mich als Knabe auf dem Arm getragen hatte, räusperte sich mit Nachdruck, um mich an meine Pflichten zu gemahnen.

Ich raffte mich auf und stürmte in die Kirche. Nur mit Mühe mäßigte ich den Schritt, der sonst schon so trefflich in den würdevollen Gang des Geistlichen sich gefunden hatte! Mit Gewalt suchte ich alle irdischen Gedanken zurückzudrängen, und es gelang mir. Als ich an den Altar unter das große Kruzifix trat, versank noch einmal die Welt mit ihrem Flitter und Elend vor meinem geistigen Auge. Ich stand über dem Versucher. Wieder hatte der Priester, der sein Herz dem Himmel verkaufte, über den Menschen gesiegt.

Nach dem üblichen Gebet begann ich die festliche Predigt, eine wohleinstudierte Rede mit schönen Worten und klingenden Redewendungen, welche ihre Wirkung auf die andächtigen Zuhörer keineswegs zu verfehlen schien. Es hörte sich auch aus meinem Munde so schön an, wie es gerade mir vergönnt sei, den Herzensbund des Mädchens segnen zu dürfen, mit dem ich selbst die erste Jugend in Freundschaft verlebt hatte, und wie wunderbar Gottes Hand hier

sichtlich gewaltet hätte, daß gerade das Einsegnen dieses Liebesbundes meine erste Amtshandlung sei. Den alten Weibern, die uns als Kinder gekannt hatten, wollten die Augen vor Rührung übergehen.

Als ich den Segen des Himmels für diese Ehe herabflehte und nun die heilige Handlung selbst, das Ringewechseln vollziehen sollte, da — mit einem Male — fühlte ich einen großen, großen Schmerz, als ob etwas in meinem Herzen zersprang. Ich fühlte, wie meine Stimme, die schon eine geraume Zeit geschwankt und gebebt hatte, tonlos zu ersterben drohte, wie ich selber an allen Gliedern zu zittern anfing.

Das Brautpaar kniete auf seidenen Kissen zu meinen Füßen.

Und als ich mich nun an Theodor wandte und ihn mit brechender Stimme fragte: „Begehrst Du, Theodor . . . . diese Jungfrau Gertrud . . . . zu Deinem ehelichen Weibe, so antworte mit einem vernehmlichen Ja!“ — da brauste und stürmte es in mir, und tausend laute Stimmen schrieen in meinem Innern: „Nein, nein! Antworte nein!“ Ich meinte, das Herz würde mir brechen und ich sollte vergehen vor seinem Wort, als er nun mit seiner klangvollen, tiefen Stimme das „Ja“ sagte. In diesem Augenblick hätte ich ihn zurückschleudern mögen von den heiligen Stufen des Altars, unwillkürlich hob ich den Fuß — da, wie ein Lichtstrahl von oben, brach es reinigend und erlösend durch die Nacht meiner Seele, erklang es in mir: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten

Weib!“ Der Bann des Bösen ließ nach. Mit Mühe hielt ich mich auf den schlotternden Beinen aufrecht. Die Ringe wurden getauscht. Die heilige Handlung war vollendet.

Als aber nun der junge Advokat Gertrud als seine Frau davon führte, da streckte ich wie im Traum die Arme nach der Entschwebenden aus. Ein Thränenstrom stürzte über meine Wangen — zu den Füßen des Gekreuzigten schlug ich ohnmächtig nieder. . . .

Horch! horch! wie die Tanzmusik dort drüben vom Gutshof so lustig herübertönt — sie feiern Gertruds Hochzeit. Und ich — ich sitze hier im engen Raum und rede mit meinem Herzen? Ich gehe nicht hin und trinke — wie es doch sonst der Pastor zu halten pflegt — auf das Wohl der jungen Frau — und die Gläser, die von dem schäumenden Naß überfließen, klingen so lustig drein, und alle rufen: „Heil, Heil der jungen Frau!“

Jetzt! horch, richtig! Sie trinken das Wohl der Neuvermählten — brausender Jubel — und jetzt — tiefe Stille . . . Der junge Gatte, der liebenswürdige, gewandte Gatte erhebt sich und dankt in wohlgesetzten glatten Worten und reicht lächelnd der bleichen Frau an seiner Seite artig den Arm, und sie gehen zusammen an der Tafel herum und klingen mit jedem der Gäste, hier ein glückliches Lächeln, dort ein verbindliches Wort verschwendend, die vollen Römer zusammen.

Und ich lebe noch und werde noch weiter leben? Was willst Du, närrisches Herz, was soll Dein stür-

misches Klopfen? Habe ich nicht selbst alles so kommen sehen, ohne ein Wort dawider zu reden? Und nun es so eingetroffen ist, wie es kommen mußte, gräme ich mich und will traurig sein? Grämen? Nein! Nein! Hahaha! Ich finde das so lustig — ja, sehr lustig — eine Hochzeit ist immer so lustig ... Hahaha — —

* *
*

Hier brechen die Aufzeichnungen unvermittelt ab.

Was sollte ich jetzt noch schreiben! Und doch — hätte mir nicht ein äußerer Umstand den Griffel aus der Hand genommen und mich an der weiteren Niederschrift meiner heimlichen Bekenntnisse gehindert — es hätte ein starkes Buch werden müssen. So viele verborgene Saiten meines Herzens, welche bisher noch nimmer erklungen waren, welche oft in einem ganzen Menschenleben nicht ein einziges Mal erzittern, schienen nun eben einsetzen zu wollen, das süße Geheimnis der Liebe weiter zu spinnen in stiller Wehmut und selbstanklägerischer Verzweiflung — da zerschnitt das Schicksal mit einem Male alle jene feinen Fäden, als ob mein Herz mit einem letzten grellen Aufschrei auf immer verstummen sollte.

Ich verfiel in ein hitziges Nervenfieber.

Wochenlang habe ich ohne Bewußtsein oder in wilden Fieberschauern gelegen — bange, schreckliche Wochen, und als endlich das Dunkel, welches meinen Geist umnachtete, sich zu lichten begann, da rieselte der aufgetaute Schnee von den Bergen und Triften, die Bäume schüttelten den letzten Winterfrost von den Zweigen und begannen zu knospen und lustig in die Höhe zu schießen, und ein erstes jubelndes Vogellied ließ sich im Garten vor meinem Fenster hören.

Verwundert schlug ich die Augen auf.

Ein schönes junges Weib saß an meinem Lager

und schien mich aufmerksam beobachtet zu haben. Jetzt errötete es leicht. Ein flüchtiges Lächeln flog um den halbgeöffneten Mund, und den schlanken Leib durchzitterte ein leichter Schauder.

Es war Gertrud.

Sie war ganz in Schwarz gekleidet, der einzige Schmuck, den sie trug, war ein Strauß duftiger Waldveilchen, der sich vorn am Busen von dem schwarzen Spitzengewebe wohlthuend abhob.

„Endlich!" kam es wie erlösend von ihren Lippen, und ein Seufzer erleichterte die gequälte Brust.

Eben brach die Sonne durch die Scheiben und wob um das blonde Gelock des Weibes einen güldenen Schein. Verwirrt und halbgeblendet wie von einem Spuk fuhr ich mit der blassen Hand über die so lange umnachtete Stirn. Richtig! So hatte ich sie zum letzten Male gesehen — in der Kirche war es! Die Madonna mit dem Heiligenschein, die kalte, unnahbare! Ich erschrak ordentlich und schloß schnell wieder die Augen.

War sie es denn wirklich? Was wollte sie hier, hatte das Weib eines anderen nicht das Anrecht auf diesen Platz hier verloren?

Sie schien meine Gedanken zu erraten.

„Franz", sagte sie nun mit ihrer weichen Stimme und schob ihren runden Arm unter mein Haupt, wie um es zu stützen, „Franz, kennst Du mich denn nicht?"

Ich erwiderte kein Wort. Gerade, weil ich sie liebte, berührte es mich schmerzlich, die Frau, um die ich dieser Liebe willen so viel im Leben gelitten

hatte, in diesem Augenblicke vor mir zu sehen. Wer gab ihr ein Recht, hier zu sein?

Und wieder begann die traute, klangvolle Stimme zu ertönen:

„Du hast uns unseren Samariterdienst recht schwer gemacht, Du böser Mann. Dieser Minute, wo Deine Seele die Fesseln der Nacht abstreifen würde, haben wir uns Tage lang entgegengesehnt — es war ein harter Kampf, immer wieder verschlang die grausame Nacht die Sonne Deines Geistes, wenn sie plötzlich und blitzähnlich einmal das Gewölk verdrängte. Die Mutter und ich — wir haben uns redlich in die Liebe geteilt, Dich zu pflegen —"

„Gertrud", brach es mir da froh erschreckt von den bebenden Lippen, „Gertrud — das hättest Du —"

Sie schlug die leuchtenden Augen nieder.

Eine lange Pause trat ein.

„Gertrud", ermannte ich mich endlich, „ich weiß es, Du hast mir noch manches zu sagen — —"

Ich sah sie erwartungsvoll an.

„Wo ist — — Theodor?"

„Er ist tot", entgegnete sie leise. „In Monte Carlo —" eine plötzliche Rührung ergriff sie, und ich sah, wie an den langen Seidenwimpern große Thränen glänzten. Mit stiller Teilnahme hatte ich ihre Hand ergriffen und preßte nun ungestüm meine trockenen Lippen auf die schmalen Finger. Langsam zog sie ihre Hand zurück.

Sie hatte ihre Thränen getrocknet und das bleiche Haupt nun heftig in den Nacken geworfen.

„Ich wußte“, sprach sie schnell „es würde Deine erste Frage sein.“

Sie war aufgestanden, und schien zu überlegen, ob sie es wagen dürfe, dem Wiedergenesenden alles zu erzählen, ohne einen Rückfall befürchten zu müssen.

„Ich kann alles hören, Gertrud! Alles!“

„Ja“, erwiderte sie leicht lächelnd. „Es hilft nichts, wir wollen es wieder halten wie dazumal, als wir noch Kinder waren und uns nichts verschwiegen.“ Dann rückte sie langsam den Stuhl zurecht und begann:

„Am Abend unseres Hochzeitstages reisten wir ab. Noch bis zum letzten Augenblick hatte ich erwartet, Du würdest herüberkommen; ich wußte ja nicht, daß Du — ein kranker Mann warest. Es war mir unendlich schwer ums Herz. Theodor merkte meine Unruhe und schien auch die Ursache meines Mißbehagens zu erraten — er beschleunigte die Abreise und wir verabschiedeten uns in der That eine volle Stunde früher von den Eltern und Freunden, als ursprünglich geplant war.

Unsere Hochzeitsfahrt ging in das heilige Land der Kunst. Schon als Kind war es mir immer der Gegenstand der unbändigsten Sehnsucht gewesen, das schöne Italien zu sehen — aber ich hatte es mir so ganz anders gedacht! Alles erschien mir schal und leer und selbst bei dem glühenden Farbenspiel des Busens von Neapel wollte mir das Herz nicht aufgehen. Ich konnte mich nicht einer unbefangenen Freude hingeben — ich glaubte, ich ahnte es unbewußt, daß ich meinem Schicksal entgegenreiste.

Nirgends hatten wir Ruhe. Zu keiner Frist durfte ich mich von der Seite meines Mannes entfernen. Eine unsinnige Hast trieb uns von Ort zu Ort, und wohl niemals ist ein junges Paar auf seiner Hochzeitsreise so verstimmt und unruhig gewesen.

Auf einem Ausflug nach Monte Carlo erkrankte ich plötzlich. Mein Körper, ohnehin von den seelischen Anstrengungen der letzten Wochen vor der Hochzeit aufs tiefste erschüttert, durch die Anstrengungen der weiten Reise, die mehr einer Flucht geglichen, geschwächt, brach zusammen. Den Keim der Krankheit trug ich schon in der Heimat im Herzen — nun brach es mit voller Kraft hervor.

Fast vier Wochen hielt das tückische Typhusfieber an und auch ich habe eine lange Zeit mit umdüstertem Geiste daniedergelegen. Als ich wieder meine Gedanken beherrschen konnte, da stand ich allein — Theodor fand ich nicht mehr unter den Lebenden. Draußen an der Mauer bei den Stadtgärten hat er sich zur Nacht erschossen. In seiner Brieftasche haben sie diesen Brief gefunden."

Sie zog ein kleines Schriftstück aus den Falten ihres Gewandes hervor und reichte es mir, ohne mich anzuschauen.

„Die Aufschrift trägt Deinen Namen — ich habe sein letztes Bekenntnis nicht gelesen, aber ich glaube seinen Inhalt zu kennen — die Gründe seiner Handlung."

Wieder hielt sie inne. Sie schien zu erwarten, daß ich sogleich mit dem Lesen beginnen würde. Wie

im Traum löste ich das schwarze Siegel — mein Auge fiel auf die wohlbekannten Schriftzüge Theodors.

„Franz," stand da in kaum leserlichen Buchstaben, „ich kann es nicht übers Herz bringen, die letzte weite Reise zu thun, ohne meinen Entschluß vor Dir, den ich einst meinen liebsten Freund nannte, zu rechtfertigen, wenigstens zu entschuldigen. Ich habe es Dir schon einmal gesagt: Ich kann nicht leben ohne sie — heute muß ich hinzufügen: Und mit ihr zu leben, auch das ist mir versagt. Ich habe böse Stunden hinter mir. Tag und Nacht bin ich nicht von ihrem Bette gewichen, als sie sich im Fieberwahn wälzte. Sie hat mich nie geliebt. Diesen Morgen — draußen lag noch die Nacht über dem stillen Monte Carlo; die grünen Tische und Roulettes in den Spielsälen unter unseren Gemächern waren bereits verlassen — es war gegen drei Uhr und ich eben ein wenig in dem Stuhl neben ihrem Bette eingenickt — diesen Morgen habe ich es erfahren.

‚Bist Du noch immer hier, Unseliger?' — kreischte sie mich plötzlich an, während um den fieberheißen Mund sich der Schaum zusammengeiferte — ‚hinweg — hinweg von diesem Platz — was verfolgst Du mich? Ich rufe meinen Schatz, der soll hier bei mir sitzen — wir wollen tanzen — ja tanzen — —.' Sie ballte die Hände gegen mich. Ich suchte sie zu beruhigen — sie schien mich wohl zu kennen, und dann war es wieder, als ob ich ihr ein völlig Fremder sei. ‚Zurück! Laß ab von mir —!' Mit

einer Gebärde des Abscheus stieß sie mich von sich weg wie einen tollen Hund.

Auf einmal stand es mir in schrecklicher Klarheit vor der Seele. Nicht aus Neigung oder weiblicher Achtung hatte sie mir die Hand gereicht, sondern um mich vor dem Selbstmord zu bewahren. Verblendeter Stolz, der Du so lange dieses Glück glauben konntest! Aber nun, nun lag ihre Seele vor mir wie ein offenes Buch — Franz, Franz! — von einem Weibe verschmäht, von diesem Weibe verschmäht — auch ein anderer könnte das nicht ertragen!

Ich hatte um den großen Schatz ihrer Liebe geworben; sie gab mir, dem Bettler, ein Almosen, einen Bruchteil, und gab ihn gezwungen, um mich von der Sünde abzuhalten — nicht wahr, mein Franz. Du wirst mich verstehen, wenn ich um den Preis der Selbstverachtung diese Liebe nicht will?

Du sagst, sie ist ja aber Dein — die Kirche weihte Euren Bund! Was ist er ohne das geistige Band der Liebe? Was kann Deine Kirche geben, wenn das Herz die Gabe verschmäht? Die wahre Liebe kann den Priestersegen entbehren, aber was will der Priester segnen, wenn das Herz nicht fühlt? Nicht, daß sie einen anderen — brauche ich Dir zu sagen, wen? — liebt, sondern, daß sie meine Liebe, mich selbst verschmäht — das treibt mich in den Tod . . . in den Tod — was ist der Tod? — — Ruhe? Auflösung in das große Nichts? Auch ich habe meine Seligkeit, und ich ahne sie, wenn ich mich in das geheimnisvolle Nichts hineinträume . . . Ich schaudere —

wende Dich nicht ab! — bei dem Gedanken an ein ewiges Leben – Ruhe will ich, Ruhe, Vergessen — — — was ist das Wahre? Das Nirvana des Buddhisten oder jene persönliche Fortdauer der Seele, die wir das ‚ewige Leben‘ nennen? — Nein! Nein! Nur nicht das! Auf einmal soll es vorbei sein, und wie der Rauch meiner Cigarre sich kräuselnd befreit und dann spurlos verweht, so soll auch die befreite Seele sich lösen in Ruhe — tiefe, tiefe Ruhe!

Es muß sein! Eben schlägt es in der nahen Stadt vier Uhr von den Türmen. Über mir rauschen geheimnisvoll die dunklen Wipfel der Pinien, und im Osten schiebt sich langsam das erste Flimmerrot in die düsteren Wolkenmassen. Alles drängt auf das Wiedererwachen — die duftenden Olivetten und Öl-sträucher schütteln den Tau von sich, und die silber-grauen Königskerzen heben verschlafen das erfrischte Haupt — es scheint ein schöner Tag werden zu wollen — diese reine Luft! Wie kühlt sie die pochende Schläfe — willst du mir das Scheiden schwer machen, alte Erde? Nein, nein! Es muß sein — ich – “

Eine lange Pause folgte.

Wir wagten es gegenseitig nicht, unsere Gedanken zu stören, die bei dem Toten weilten. Endlich faltete ich den zerknitterten Brief zusammen, den ich ihr reichte.

„Nein,“ sagte sie. „Ich will ihn nicht lesen, es würde mich zu sehr erschüttern — ich bin ja nicht ohne Schuld –“

„Gertrud! Du? Du schuldig?" brach es da jubelnd aus meiner Brust. „Du, die Du Deiner Liebe entsagtest, um einem Menschen das Verbrechen zu ersparen? Es hat alles so kommen müssen — daran rütteln wir Menschen nicht. Wir haben beide geirrt, aber nicht gefehlt. Du glaubtest durch das Opfer des Höchsten, das ein Weib darzubringen vermag, die Liebe, das rollende Schicksalsrad eines Schwärmers aufhalten zu können — und ich — o ich Thor! Hätte ich damals den Mut gehabt, das erlösende Wort zu sprechen — hätte ich nicht geglaubt, in der himmlischen Liebe einen reichen Ersatz für die zeitliche der Erde zu gewinnen — es hätte uns schweres Leid erspart. Er ist darüber zu Grunde gegangen — aber Gertrud!" — ich hatte sie sanft in meine Arme gezogen — „Gertrud, nun da rf ich es Dir sagen, daß ich Dich nie wieder von mir lassen kann."

Sie lag willenlos an meiner Brust. — Der Veilchenstrauß hatte sich losgelöst von ihrem Busen und verstreute verschwenderisch seinen Duft in den lichterfüllten Raum.

Halbberauscht preßte ich die Lippen auf den roten Mund, dessen süßer Odem meine Wange streifte. So hatten wir es in unserer Jugend auch dereinst gehalten — aber es war doch eine so ganz andere Seligkeit, die durch meine Seele stürmte. Und doch waren wir wieder wie die Kinder: So hatten wir seit unseren Kinderjahren nimmermehr gejubelt. . .

„Die Vergangenheit ist tot," sagte sie ernst, „wir wollen der Gegenwart leben!"

„Was ist Leben ohne Liebe? Wir haben von unserem Toten gelernt: Laß uns lieben, Geliebte, laß uns lieben!"

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.

Verlag von A. C. Reher in Altona (und Leipzig).

Lieder der Treue.

Balladen und Gesänge

von

Emil Wolff.

Geheftet 2 Mark 50 Pfg — Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mark.

Zeit und Menschen.

Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren 1863 1884

von

Feodor Wehl.

Zwei Bände.

Geheftet 7 Mark 20 Pfg. — In einem Halbfranzband 6 Mark.

Norddeutsche Sagen.

Von Schleswig-Holstein bis zum Harz.

Herausgegeben

von

L. Frahm.

= Mit 34 Abbildungen. =

Geheftet 3 Mark. — Eleg. gebunden 4 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Otto Meißner in Hamburg.

Blondel.

Eine Aventiure

von

Ferdinand Heitmüller.

Elegant gebunden 3 Mark.

Beurtheilungen der Presse.

Mit frischem Muth und schönem Können, meist in wohl ausklingenden gereimten Trochäen, an die in angenehmem Wechsel leichtbeschwingte Jamben schließen, ist hier die Irrfahrt .... jenes im Volksmunde kurzweg Blondel genannten fahrenden Sängers erzählt. ... Ein reiches Gestalten und ein vertieftes poetisches Empfinden sind die hervorragendsten Merkzeichen dieses Werkes, das in den eingestreuten Minneliedern manchen Ruhepunkt voll Anmuth, und namentlich in den landschaftlichen Schilderungen, manche Aeußerung einer dramatisch gesteigerten Ausdrucksfähigkeit besitzt .... (**Hamb. Nachrichten.**)

Heitmüller schreibt sehr schwungvoll und gefällig, seine Reime sind fast durchgängig rein und das Versmaß ist vielfach abwechselnd, sehr edel und dem jeweiligen Gange der fesselnden Handlung angepaßt. (**Hamburgischer Correspondent.**)

Die ganze Anlage dieser Dichtung erforderte natürlich den romantischen Ton der Darstellung, den der ... Dichter mit seiner vortrefflichen und gediegenen Behandlung der gebundenen Rede auf's Glücklichste trifft. Die vielen eingestreuten lyrischen Gaben .. sinken nie auf die Linie des Trivialen herab, manche lassen sogar eine ungemein poetische Auffassung der Natur und echten lyrischen Schwung erkennen, und es sollte uns wundern, wenn nicht einzelne von ihnen die musikalische Composition anregen würden.

(**Gegenwart.**)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heitmüller, Ferdinand,

Im Banne der Aphrodite Drei Novellen von Ferdinand Heitmüller. (Inhalt: Die Aphrodite. Eine Künstlergeschichte aus alter Zeit.-Meereswogen. Eine Helgoländer Novelle.-Gertrud. Nach Tagebüchern und Briefen erzählt.)

Altona und Leipzig 1890

P.o.germ. 1811 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11675762-0